

Die Schiffbrüchigen des »Jonathan«. Dritter Band

Jules Verne

**Die Schiffbrüchigen
des »Jonathan«.
Dritter Band**

Jules Verne

V. Ein Held

Dem Gouverneur den Kopf abschneiden! ...
Dick vergaß gänzlich, seine Löwenrolle
weiterzuspielen und dachte nur daran,
schnell zu entkommen. Er mußte nach
Liberia laufen ... dort erzählen, was er
vernommen hatte.

Unglücklicherweise hinderte ihn die
Schnelligkeit, mit der er diesen Gedanken
ausführen wollte, an der gebotenen Vorsicht
seiner Bewegungen. Ein Stein löste sich
unter seinen Füßen los und kam ins Rollen.
Sofort eilte jemand zum Eingang der Höhle
und schickte argwöhnische Blicke nach
allen Seiten. Der erschreckte Dick erkannte
Fred Moore.

Doch auch dieser hatte das Kind erblickt.

»Ach, das ist dieser Knirps! ... sagte er. Was
machst du hier?«

Dick war vor Schrecken wie gelähmt und antwortete nicht.

»Wo hast du denn heute deine Zunge gelassen? ... fragte Fred Moore in barschem Tone. Du bist ja sonst immer so schlagfertig ... Na, warte! Ich werde dich schon reden lehren! ... Ich!«

Trotz aller Angst fiel es Dick jetzt ein, daß er ja Beine zu seiner Verfügung habe. Er rannte so schnell er konnte den Abhang hinab. Aber sein Feind hatte ihn mit wenigen Schritten eingeholt, packte ihn beim Gürtel und hob ihn wie eine Feder in die Luft.

»Warte nur! ... zischte er zwischen den Zähnen hervor, indem er das sprachlose Kind bis zu seinem Gesicht emporhob. Die Lust zum Spionieren soll dir gründlich benommen werden, kleine Schlange!«

Im selben Augenblicke war er in der Grotte und warf Dick wie ein lebloses Bündel Dorick vor die Füße.

»Seht, sagte Fred Moore, was ich draußen gefunden habe. Er hat spioniert.«

Ein Fußtritt Doricks nötigte das Kind zum Aufstehen.

»Was hast du hier zu suchen? fragte er strenge.

Dick fürchtete sich sehr; offen gesagt, er zitterte wie Espenlaub. Aber sein Stolz war größer als seine Furcht und überwand sie. Er richtete seine kleine Gestalt hoch auf; wie ein gereizter Hahn auf dem Kampfplatz stand er da und sagte in seinem arrogantesten Tone:

»Das geht Sie gar nichts an! ... Man wird wohl noch das Recht haben, in der Grotte »Löwe« spielen zu dürfen ... Die Grotte gehört nicht Ihnen!

– Willst du wohl höflicher antworten, du Giftkröte!« schrie Fred Moore, indem er nach dem Knaben schlug.

Aber Schläge erwiesen sich bei Dick als wirkungsloses Erziehungsmittel. Lieber hätte er sich in Stücke hauen lassen, als daß er nachgegeben hätte. Anstatt eine demütige Haltung anzunehmen, schien seine winzige Gestalt im Gegenteil noch zu wachsen; er ballte die kleinen Fäuste, sah seinem riesigen Gegner fest ins Auge und sagte verachtungsvoll: »Großer Feigling!« ...

Fred Moore beliebte es, dieses Schimpfwort nicht aufzugreifen.

»Was hast du erlauscht? fragte er. Du wirst es uns augenblicklich sagen, sonst« ...

Fred Moore hob die Hand auf, ließ sie auch mehrmals und stets mit erneuter Kraft niederfallen. Dick beharrte in seinem hartnäckigen Stillschweigen.

Dorick mischte sich hinein.

»Laß ihn in Ruhe! sagte er. So erfährst du nichts ... Für uns ist es auch ganz gleichgültig, ob er etwas erlauscht hat oder

nicht, wir werden nicht so dumm sein, ihm seine Freiheit wiederzugeben ...

– Du wirst ihn doch nicht töten, sagte Sirdey, welcher entschieden blutigen Lösungen feindlich gegenüberstand.

– Fällt mir nicht ein, sagte Dorick und zuckte die Achseln. Aber binden will ich ihn ... Hat einer einen Strick bei sich?

– Hier, sagte Fred Moore und zog aus seiner Tasche den verlangten Gegenstand.

– Und hier,« fügte William Moore hinzu, indem er Dorick seinen Ledergürtel reichte.

Im Handumdrehen war Dick gefesselt, so daß er sich nicht rühren konnte. Die Knöchel waren aneinandergeschnürt, die Hände am Rücken gebunden, es war ihm auch nicht die leiseste Bewegung möglich. Dann trug ihn Fred Moore in die zweite Grotte und warf ihn dort auf den Boden nieder.

»Daß du dich ruhig verhältst, schärfte er dem Gefangenen beim Hinausgehen ein, sonst bekommst du's mit mir zu tun, verstanden?«

Nach dieser Ermahnung kehrte er zu seinen Gefährten zurück und das gleiche Gespräch wurde weitergesponnen. Aber bald war alles bestimmt und der Zeitpunkt des Handelns nahe. Während die anderen miteinander Rat pflogen, hatte Dorick den Teer aufs Feuer gesetzt und machte sich gleich darauf mit unendlicher Sorgfalt an die Herstellung seiner todbringenden Bombe.

Aber während die fünf Elenden alles zum Verbrechen vorbereiteten, war ihr Schicksal ohne ihr Wissen besiegelt. Die Gefangennahme Dicks hatte einen Zeugen gehabt. Als Sand sich zu der vereinbarten Stelle begeben wollte, wo ihn der Löwe überfallen und fressen sollte, beobachtete er die ganze Szene. Er hatte gesehen, wie Dick gepackt, geschlagen, gefesselt und in die zweite Grotte geschleppt worden war.

Sand war der Verzweiflung nahe. Warum hielt man Dick zurück? ... Warum hatte man ihn geschlagen? ... Warum hatte ihn Fred Moore fortgetragen? ... Was wollte man ihm tun? ... Vielleicht umbringen? ... Vielleicht war er auch nur verwundet und rasche Hilfe konnte ihn noch retten! ...

Dann konnte nur Sand sie ihm bringen. Er stürzte den Hügel hinauf, kletterte wie eine Gemse bis zur oberen Grotte und kroch die enge Galerie hindurch, welche die beiden Höhlensysteme verband. In weniger als einer Viertelstunde war er unten, wo die Spalte sich zu der finsternen Grotte erweiterte, die jetzt Dicks Kerker war.

Durch die Verbindung, die von der äußeren Höhle zu dieser Grotte führte, sickerte ein wenig Licht; von dorthier drang auch verworrenes Stimmengeräusch, man hörte Lewis Dorick und seine Gefährten reden. Sand war sich der Größe der Gefahr wohl bewußt und schlich mit äußerster Vorsicht und bedeutend verlangsamten, unhörbaren Schritten zu seinem Freund.

Schiffsjungen führen immer ein Taschenmesser mit sich. Schnell hatte Sand das seinige geöffnet und zerschnitt damit die Bande des Gefangenen. Als dieser sich wieder Herr seiner Bewegungen fühlte, lief er, ohne ein Wort zu sagen, auf die Spalte zu, durch welche ihm Rettung geworden war. Es handelte sich auch um keinen Scherz. Er allein wußte, dank der wenigen aufgefangenen Worte, wie ernst die Situation war und daß sie schnelles Handeln erforderte.

Ohne deshalb seine Zeit mit Dankesworten zu verschwenden, stürzte er durch die Spalte und erklomm die Höhe, während der arme Sand ihm atemlos und keuchend folgte.

Die Flucht der beiden hätte leicht gelingen können, hätte nicht das Unglück es gewollt, daß Fred Moore gerade in diesem Augenblick, einer Laune folgend, nach dem Gefangenen sehen wollte. In dem unsicheren Lichte, das aus der ersten Grotte hineinfiel, glaubte er zu sehen, daß sich

etwas bewegte. Auf gut Glück folgte er der Gestalt und entdeckte so die aufsteigende Galerie, deren Vorhandensein er bisher noch nicht geahnt hatte. Natürlich begriff er sogleich, daß sein Gefangener entflohen war; er stieß einen furchtbaren Fluch aus und begann als dritter die Höhe zu erklettern.

Wenn auch die Kinder fünfzehn Meter Vorsprung hatten, so besaß Fred Moore viel längere Beine, und nachdem der Gang im unteren Teile ziemlich geräumig war, konnte er sie tüchtig ausgreifen lassen. Zwar bildete die vollständige Dunkelheit, die ihn umgab, ein bedenkliches Hindernis für sein Vordringen in dieser finsternen Galerie, die Dick und Sand sehr gut kannten. Aber Fred Moore war zornig und im Zorne achtet man nicht auf die Ratschläge der Vernunft. So lief er in der Finsternis aus Leibeskräften weiter, mit vorgestreckten Händen, ohne zu ahnen, daß er sich an einer der Unebenheiten der Decke den Kopf zerschellen konnte.

Fred Moore wußte nicht, daß er zwei Flüchtlinge vor sich hatte. Er konnte gar nichts unterscheiden und die Kinder hüteten sich, miteinander zu sprechen. Nur die vom Abhang niederrollenden Steine sagten ihm, daß er sich auf der richtigen Fährte befand und nachdem er sich dem Lärm näherte, vermutete er, daß er das Kind bald erreicht haben würde.

Die Knaben taten ihr Möglichstes. Sie wußten, daß sie verfolgt waren und daß der Verfolger ihnen immer näher kam. Aber sie verzweifelten nicht. Ihre Anstrengungen zielten darauf hin, die Verengerung der Spalte zu erreichen, wo das Gewölbe nur von einem einzigen Stein gestützt wurde; hatten sie diese gefährliche Stelle passiert, dann waren sie im Vorteil, denn dann wurde der Gang schmal und niedrig. Sie mit ihrer kleinen Gestalt konnten noch laufen, ihr großer Feind mußte sich aber bücken.

Endlich war dieses Ziel ihrer Wünsche erreicht. Tief gebückt, kam Dick glücklich vorbei. Sand, welcher auf seinen Händen

und Knien kroch, war dicht hinter ihm, als er plötzlich zum Stillstand gezwungen wurde. Ein brutaler Griff hatte seinen Knöchel umfaßt und eine zornige Stimme schrie triumphierend:

»Hab' ich dich, Halunke!«

Fred Moore kannte sich nicht mehr vor Wut. Nichts ließ vermuten, daß der Gang sich plötzlich verengern und niedriger werden würde und er hätte sich fast den Kopf zerschmettert. Seine Stirn war so heftig an das Gewölbe angeprellt, daß der Schlag ihn halb betäubte und er zu Boden fiel. Doch diesem Falle verdankte er seinen Erfolg; er hatte instinktiv die Hand ausgestreckt, um sich zu schützen und damit den Fuß des Flüchtlings berührt.

Sand glaubte sich verloren ... Jetzt würde man sich seiner entledigen und Dick weiter verfolgen und auch einholen ... Und was würde dann mit Dick geschehen? ... Man würde ihn einsperren ... vielleicht töten ...

Das durfte nicht sein, er mußte es um jeden Preis verhindern! ...

Ob Sand wirklich in dieser Reihenfolge überlegte! War es infolge dieser Gedanken, daß er zu dem verzweifelten Rettungsmittel seine Zuflucht nahm? Wer kann es wissen! Viel Zeit zum Nachdenken konnte er nicht gehabt haben, denn das ganze Drama spielte sich vom Anfang bis zum Ende in zwei Sekunden ab.

Oft scheint es, als ob in besonderen Lebenslagen ein anderes Wesen in uns auftauche, für uns dächte und handelte. Das »zweite Bewußtsein«, wie die Philosophen es nennen, läßt uns oft ganz plötzlich, wenn wir gar nicht daran denken, die Lösung eines Problems finden, die wir lange vergebens gesucht. Ihm verdanken wir die Reflexbewegungen und unwillkürlichen Gesten, welche äußerliche Erregungen hervorrufen. Es ist dieses sogenannte zweite Bewußtsein, das uns plötzlich zu Handlungen hinreißt, deren eigentliche

Ursache in uns zu suchen ist, die aber unser Wille nicht klar gewollt hat.

Sand sah nur eines deutlich vor Augen: die Notwendigkeit, Dick zu retten und den Verfolger aufzuhalten. Das »zweite Bewußtsein« tat das übrige. Seine beiden Ärmchen streckten sich ganz von selbst aus und zerrten an dem schwebenden Block, der das Gewölbe trug, während Fred Moore, die Gefahr nicht ahnend, ihn heftig nach rückwärts riß.

Der Steinblock gab nach, rutschte hinab und das Gewölbe brach mit dumpfem Krachen zusammen.

Dick wurde bei dem Geräusch von einem vagen Angstgefühl ergriffen und blieb stehen, um zu lauschen. Aber nichts regte sich mehr. Es herrschte wieder Schweigen, so tief und undurchdringlich wie die Finsternis, in der er vorwärts eilte. Er rief Sand, erst leise, dann lauter ... und noch lauter ... Als er keine Antwort erhielt, lief er zurück, mußte aber vor den angehäuften

Felstrümmern haltmachen, welche ihn am weiteren Vordringen hinderten. Er verstand nun alles! Das Gewölbe war eingestürzt und Sand lag darunter begraben ...

Einen Augenblick lang stand Dick ganz regungslos da, wie vom Schlage gerührt, dann rannte er davon und als er das Tageslicht über sich sah, stürzte er den Abhang wie ein Wahnsinniger hinab.

Der Kaw-djer war mit Lesen beschäftigt, ehe er sich zu Bette begab, als die Tür des Regierungsgebäudes heftig aufgerissen wurde. Eine Art Kugel, aus der unartikulierte Worte und Schreie hervorkamen, wand sich zu seinen Füßen. Nach dem ersten Erstaunen erkannte er Dick.

»Sand ... Gouverneur! ... Sand!« stöhnte er.

Der Kaw-djer blickte ernst auf ihn nieder.

»Was bedeutet dies ... Was gibt es?«

Aber Dick schien nicht zu hören. Er blickte ihn ganz verständnislos an, mit unstem Blick; die Tränen rollten ihm über die Wangen und aus seiner heftig arbeitenden Brust kamen zusammenhangslose Worte:

»Sand ... Gouverneur! ... Sand ... keuchte er und faßte den Kaw-djer an der Hand, als ob er ihn fortziehen wollte. In der Grotte ... Dorick ... Moore ... Sirdey ... Die Bombe ... Kopf abschneiden ... Und Sand ... zerschmettert! ... Sand ... Gouverneur! ... Sand« ...

Trotz ihrer Zusammenhangslosigkeit waren die Worte klar verständlich. Etwas Außergewöhnliches mußte sich in der Grotte ereignet haben, etwas, wobei auf irgendeine Weise Dorick, Moore und Sirdey beteiligt waren und Sand zum Opfer gefallen war. Aus Dick waren genauere Mitteilungen jetzt nicht herauszubringen. Der Knabe, im Paroxismus der Todesangst, wiederholte immer wieder dieselben Worte und schien den Verstand verloren zu haben.

Der Kaw-djer stand auf, rief Hartlepool und erklärte ihm rasch:

»Es ist in den Grotten etwas geschehen ...
Nehmen Sie fünf Leute und Fackeln mit
sich und kommen Sie mir schnell nach.
Eilen Sie ja!«

Ohne eine Antwort abzuwarten, gehorchte er dem Zuge der kleinen Hand, die ihn immer fester hielt und eilte im Laufschrift der Landspitze zu. Zwei Minuten später folgte ihm Hartlepool an der Spitze von fünf bewaffneten Männern.

Zum Unglück war der Kaw-djer schon in der undurchdringlichen Dunkelheit verschwunden. »Zu den Grotten,« hatte er gesagt. Hartlepool eilte dahin, aber zu der Grotte, die er am besten kannte, wo er einst die Gewehre versteckt hatte, während der Kaw-djer, von Dick geführt, sich mehr nach Norden wandte, so daß er die Landspitze umging und am anderen Abhang jene untere Grotte erreichte, in der Dorick sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte.

Dieser hatte seine Arbeit unterbrochen, als er Fred Moores zornigen Ausruf bei der Entdeckung der Flucht des Gefangenen hörte; von seinen drei Gefährten gefolgt, war er in die zweite Grotte gedrungen, um dem Kameraden hilfreiche Hand zu leisten.

Aber schließlich hatte Fred Moore nur mit einem Kinde zu tun, darum hielt er sich nicht weiter auf und nach einem kurzen Blick in die ihn umgebende Finsternis nahm er seine Arbeit wieder auf.

Diese war nun beendet und Fred Moore noch immer nicht zurückgekehrt. Man verwunderte sich ob seines langen Ausbleibens; mit einem brennenden Aste drang man in die innere Grotte ein, William Moore an der Spitze, dann Dorick und Kennedy. Sirdey folgte zuerst seinen Kameraden, machte aber bald wieder kehrt und während seine Freunde die zweite Grotte durchsuchten, trat er aus der ersten heraus und verschwand, von der sinkenden Nacht begünstigt, zwischen den Felsen. Dieses unerklärliche Verschwinden Fred

Moores bedeutete nichts Gutes. Er sah unangenehme Verwicklungen voraus. Und Sirdey war kein Heldenherz! Weit davon! Für List, Betrug, zweideutige und hinterlistige Wege war er zu haben, aber offene Schläge waren nicht sein Fall. Er brachte darum sein kostbares Leben in Sicherheit, entschlossen, sich erst die weitere Entwicklung der Dinge anzusehen, ehe er sich zeigte.

Inzwischen hatten Dorick und Genossen die Galerie entdeckt, in welche Fred Moore bei der Verfolgung Dicks und Sands eingedrungen war. Einen anderen Ausweg gab es nicht, ein Irrtum war demnach ausgeschlossen. Der, den man suchte, mußte diesen Weg benützt haben, das war sicher. Sie schlugen ihn denn auch ein, waren aber nach ungefähr hundert Metern zum Stillstand gezwungen. Ein Berg von Felstrümmern hinderte sie am weiteren Vordringen. Die Galerie war eine Sackgasse ohne Ausweg.

Vor diesem unerwarteten Hindernis blieben sie stehen und blickten sich mit entsetzten Mienen an. Wo zum Teufel steckt denn Fred Moore? ... Unfähig, eine Antwort auf diese Frage zu finden, gingen sie den Weg, den sie gekommen waren, wieder zurück, ohne zu ahnen, daß ihr Gefährte unter diesem Trümmerhaufen begraben lag.

Sehr bestürzt über dieses unlösliche Rätsel kehrten sie zur ersten Grotte zurück. Hier wartete ihrer eine unangenehme Überraschung. Eben waren sie eingetreten, als zwei menschliche Gestalten, ein Mann und ein Kind, im Eingang auftauchten.

Das Feuer brannte noch lustig und sein Lichtschein erhellte die Finsternis. Die Schurken erkannten den Mann und das Kind.

»Dick!« ... riefen die Drei ganz verblüfft, den Schiffsjungen, den sie vor einer halben Stunde gebunden in die zweite Grotte geschafft hatten, jetzt von dieser Seite erscheinen zu sehen.

»Der Kaw-djer« ... kam es dann von ihren Lippen, halb erschreckt und halb zornig.

Einen Augenblick zögerten sie noch, dann gewann der Zorn die Oberhand und Kennedy und William Moore stürzten gleichzeitig vorwärts.

Der Kaw-djer stand unbeweglich auf der Schwelle; seine hohe Gestalt wurde von der Flamme voll beleuchtet; ruhigen Blickes erwartete er seine Angreifer. Diese hatten ihre Messer gezogen. Aber sie fanden nicht Zeit, dieselben zu gebrauchen. Jeder fühlte sich mit eisernem Griffen an der Kehle gepackt und die beiden Köpfe wurden mit Wucht aneinandergeschlagen. Betäubt fielen beide gleichzeitig zu Boden.

Kennedy hatte genug, wie man sagt. Er blieb lang ausgestreckt liegen, bewußtlos, während William Moore sich wankend erhob.

Ohne sich weiter um ihn zu bekümmern, trat der Kaw-djer auf Dorick zu ...

Dieser hatte, wie gelähmt durch die Plötzlichkeit des Vorganges, dem kurzen Kampfe zugesehen, ohne daran teilzunehmen. Er war im Hintergrunde stehen geblieben und hielt seine Bombe in der Hand, von der einige Zentimeter Zündschnur herabhingen.

Er sah das Resultat des kurzen Ringens und es war ihm klar, daß jeder Widerstand vergeblich war. Aus der Bewegung des Kaw-djer erkannte er, daß alles verloren war ...

Da schlug der Wahnsinn seine Krallen um ihn ... Eine Blutwelle stieg ihm zu Kopf: »er sah alles rot«, wie die volkstümliche Ausdrucksweise sagt ... Wenigstens einmal im Leben wollte er Sieger sein! ... Und wenn er dabei zugrunde ging – auch der andere mußte zugrunde gehen! ...

Er sprang zum Feuer hin und ergriff einen brennenden Zweig, den er der Zündschnur näherte und sein Arm holte weit aus, um das Projektil zu schleudern ...

Aber die Zeit wurde ihm zu kurz, diese mörderische Bewegung auszuführen. War es Ungeschicklichkeit, ein Fehler in der Zündschnur oder eine andere Ursache? Die Bombe platzte noch in seiner Hand. Es ertönte plötzlich eine laute Detonation ... Der Boden erzitterte und durch die Öffnung der Grotte schlug eine mächtige Feuergarbe hinaus ...

Auf die Explosion erfolgte draußen ein lauter Schreckensruf. Hartlepool und seine Leute hatten endlich ihren Irrtum eingesehen und kamen im Laufschrift herbeigeeilt, gerade rechtzeitig, um dem Drama beizuwohnen. Sie sahen die Flamme in zwei Zungen zu beiden Seiten des Kawdjer, dessen Knie der vor Schreck zitternde Dick umklammerte, aus der Grotte herauszüngeln; unbeweglich stand er, wie ein Marmorblock, inmitten dieses Feuerkreises. Sie stürzten herbei, um ihrem Oberhaupt beizustehen.

Dieser bedurfte ihres Beistandes nicht. Die Explosion hatte ihn wunderbarerweise

verschont. Die verschobenen Gase hatten sich in zwei Strömungen geteilt, die ihn nur gestreift hatten, ohne ihm ein Leid zuzufügen. Unbeweglich und aufrecht, wie man ihn in der Gefahr gesehen hatte, fand man ihn jetzt, nachdem sie vorüber war. Er hielt diejenigen, die ihm beispringen wollten, mit einer Handbewegung zurück.

»Bewachen Sie den Eingang, Hartlepool,« sagte er mit seiner gewöhnlichen, ruhigen Stimme.

Hartlepool und seine Leute gehorchten, obwohl sie diese Kaltblütigkeit unbegreiflich fanden; sofort war vor der Öffnung der Grotte eine menschliche Mauer aufgepflanzt. Der Rauch verzog sich allmählich, aber die Gewalt der Explosion hatte das Feuer verlöscht und es herrschte undurchdringliche Finsternis.

»Licht her, Hartlepool,« befahl der Kaw-djer. Eine Fackel wurde angezündet und nun drang man in die Höhle.

Durch die Ruhe und Finsternis begünstigt, löste sich draußen aus dem Felsen ein Schatten los. Sirdey wußte nun, wonach er sich zu richten hatte. Dorick war tot oder wurde gefangengenommen; für ihn war jetzt der Moment gekommen, sich in Sicherheit zu bringen. Erst ging er nur langsamen Schrittes weiter; als er aber die Entfernung groß genug glaubte, beschleunigte er seine Flucht und war bald in der Nacht verschwunden.

Inzwischen untersuchten der Kaw-djer und seine Leute den Schauplatz der letzten tragischen Ereignisse. Es sah dort fürchterlich aus. Auf dem mit Blut bespritzten Boden lagen entsetzlich zerrissene menschliche Glieder herum. Es war schwer, Dorick zu erkennen, dem durch die Explosion Kopf und Arme abgerissen waren. Wenige Schritte von ihm lag William Moore mit zerrissenem Leibe und weiter weg Kennedy, welcher keine sichtbare Wunde an sich trug. Er schien zu schlafen.

Der Kaw-djer näherte sich dem letzteren.

»Er lebt,« sagte er.

Wahrscheinlich verdankte der einstige Matrose sein Leben dem Umstand, daß er – halb erwürgt vom Kaw-djer – unfähig gewesen war, sich aufzurichten.

»Ich sehe Sirdey nirgends, bemerkte der Kaw-djer, als er um sich blickte ... Er war auch an dem Komplott beteiligt, wie es scheint!«

Die Grotte wurde vergebens nach Sirdey durchsucht. Es fand sich keine Spur des Kochs vom »Jonathan« vor. Statt seiner entdeckte Hartlepool unter den angehäuften Zweigen das vermißte Pulverfaß, aus dem Dorick nur einen kleinen Teil herausgenommen hatte.

»Hier ist unser Faß! ... rief er triumphierend. Das sind auch die Schurken von damals!«

Jetzt schmiegte sich eine kleine Hand in diejenige des Kaw-djer und eine schwache Stimme schluchzte:

»Sand ... Gouverneur! ... Sand!«

Dick hatte recht. Es war noch nicht alles klar. Sand mußte noch gefunden werden, da er nach der Aussage seines Freundes an der Sache mitbeteiligt war.

»Führe uns, mein Junge!« sagte der Kaw-djer.

Dick betrat den Verbindungsgang und mit Ausnahme eines Mannes, welcher zu Kennedys Bewachung zurückblieb, folgten ihm alle. Man durchschritt die zweite Grotte und stieg dann die Galerie hinan bis zu der Stelle, wo der Einsturz erfolgt war.

»Da!« sagte Dick und zeigte mit der Hand auf die Steintrümmer.

Er schien unter dem Einfluß eines furchtbaren Schmerzes zu stehen und sein

zerfahrenes Aussehen weckte das Mitleid der Männer, deren Beistand er anflehte. Er weinte nicht mehr, in seinen Augen brannte das Fieber und seine Lippen konnten kaum einige Worte artikulieren.

»Da? fragte der Kaw-djer sanft. Aber du siehst ja, Kleiner, daß man nicht weiter vordringen kann!«

– Sand, wiederholte Dick hartnäckig und seine zitternde Hand wies nach der gleichen Richtung.

– Was willst du denn sagen, mein Kind? forschte der Kaw-djer. Doch nicht etwa, daß dein Freund Sand darunter begraben liegt?

– Ja, brachte Dick mühsam hervor. Früher ... konnte man weiter gehen ... Dorick hatte mich gefangen ... Ich habe mich retten können ... Sand war hinter mir ... Fred Moore verfolgte uns ... Da hat Sand ... Sand ... alles zusammenstürzen lassen ... um

mich zu retten ... und alles ist ... auf ihn ...
gefallen!« ...

Dick schwieg und warf sich dem Kaw-djer
zu Füßen.

»Oh, Gouverneur! flehte er. Sand!« ...

Der Kaw-djer, bis ins Innerste tief bewegt,
versuchte das Kind zu beruhigen.

»Sei ruhig, mein Junge, sagte er gütig; sei
nur ruhig ... Wir werden deinem kleinen
Freund schon helfen ... Vorwärts! Ans
Werk, wir anderen!« befahl er, zu
Hartlepool und seinen Leuten gewendet.

Man machte sich mit fieberhafter Eile an
die Arbeit. Ein Felsblock nach dem anderen
wurde losgerissen und fortgeschafft. Zum
Glück waren die Trümmer nicht groß, so
daß diese starken Arme sie bewegen
konnten.

Dick hatte sich dem Wunsche des
Gouverneurs gefügt und war folgsam in die

erste Grotte zurückgekehrt, wo Kennedy, von einem Mann bewacht, langsam zum Bewußtsein zurückkehrte. Hier hatte er sich auf einen Stein neben dem Eingang gesetzt und wartete bewegungslos, mit starrem Blick, daß der Gouverneur sein Versprechen erfülle.

In der Galerie wurde bei Fackelbeleuchtung inzwischen mit Feuereifer weitergearbeitet. Dick hatte die Wahrheit gesagt. Unter den Steinen lagen menschliche Körper. Kaum waren die ersten Felsstücke entfernt, als ein Fuß zum Vorschein kam. Es war kein Kinderfuß und konnte nicht Sand angehören, sondern ein Männerfuß von beträchtlicher Größe.

Man beeilte sich, so sehr man konnte. Auf den Fuß folgte das Bein, dann der Rumpf eines Mannes und bald war der ganze Körper, der mit dem Gesichte auf der Erde lag, sichtbar. Aber als man den Mann ans Licht ziehen wollte, stieß man auf Widerstand. Sein nach vorne ausgestreckter Arm war noch mit Steinen bedeckt und

schien etwas festzuhalten. So war es auch, denn als die Steine entfernt waren, sah man, daß seine Hand den Knöchel eines Kinderfußes umklammerte.

Man löste seine Finger los und drehte den Mann um. Es war Fred Moore. Er war tot. Der Kopf war zu Brei zermalmt und der Brustkasten eingedrückt.

Jetzt wurde noch rastloser gearbeitet. Dieser Kinderfuß, den Fred Moore in seinen erstarrten Fingern gehalten hatte, konnte nur Sand hören.

Der Körper wurde in derselben Ordnung sichtbar wie der frühere. Auf den Fuß folgte das Bein, aber in kürzerer Zeit als bei Fred Moore, da Sand um so viel kleiner war.

Konnte der Kaw-djer sein Versprechen halten und Dick den kleinen Freund zurückgeben? Es schien kaum möglich, wenn man, aus den Beinen des armen Kindes urteilend, den traurigen Schluß auf den übrigen Körper zog. Die Beine waren

buchstäblich zermalmt, plattgedrückt und die Knochen zerbrochen, das Fleisch in Fetzen.

Wie angestrengt die Männer auch arbeiteten, sie mußten jetzt einen Augenblick innehalten und überlegen, ehe sie dem großen Steinblock zu Leibe gingen, der die Knie des armen Sand zermalmt hatte. Dieser Block stützte alles auf ihm liegende Gestein, es hieß daher vorsichtig zu Werke gehen, um einen neuen Einsturz zu verhüten.

Die Arbeit wurde dadurch wesentlich verlangsamt, aber schließlich war auch der große Block entfernt ...

Die Männer stießen einen Laut freudigster Überraschung aus. Unter ihm war ein leerer Raum und darinnen lag Sand, wie in einem Grabe, wie Fred Moore mit dem Gesichte auf der Erde; aber die Felsen hatten sich gegenseitig gestützt und seine Brust war frei geblieben. Wäre nicht der beklagenswerte Zustand seiner Beine

gewesen, so hätte er das schreckliche Abenteuer, ohne Schaden zu nehmen, überstanden.

Mit der größten Vorsicht zog man ihn heraus und legte ihn bei einer Fackel nieder. Seine Augen waren geschlossen, seine Lippen weiß und fest zusammengepreßt, sein Gesicht totenblaß. Der Kaw-djer beugte sich über das Kind ...

Lange, lange horchte er hin. Wenn noch ein Atemzug diese Brust hob, mußte er sehr leise sein ...

»Er atmet noch,« sagte er endlich.

Zwei Männer hoben die leichte Last empor und langsam wurde der Abstieg angetreten. Ein unheimlicher Abstieg auf dieser unterirdischen Straße, deren dräuende Schatten die qualmende Fackel erst enthüllte. Der leblose Kopf schwankte hin und her und die zermalmtten Beine, von denen das Blut in dicken Tropfen abfloß, waren ein entsetzlicher Anblick.

Als der traurige Zug die äußerste Höhle erreicht hatte, schreckte Dick aus seiner Bewegungslosigkeit empor und blickte auf ... und sah das blutlose Gesicht und die toten Beine ...

Seine Augen traten weit aus ihren Höhlen, alle Qualen der Todesangst standen darin geschrieben und mit einem gellenden Aufschrei stürzte er zu Boden.

VI. Während achtzehn Monaten

Die Morgenröte des 31. März erstrahlte am östlichen Himmel, ohne daß der durch die Vorfälle der letzten Nacht heftig bewegte Kaw-djer ein Auge geschlossen hätte. Welch schreckliche Stunden lagen hinter ihm! Er hatte die menschliche Seele von ihrer schlechtesten und erhabensten Seite kennen gelernt, – Regungen ungezügelter Hasses und edelster Selbstlosigkeit beobachten können.

Ehe er sich mit den Schuldigen beschäftigte, hatte seine ganze Sorge den unglücklichen Opfern der Katastrophe gegolten. Zwei eiligst hergestellte Tragbahren hatten sie rasch ins Regierungsgebäude geschafft.

Als Sand völlig entkleidet auf seinem Lager lag, schien sein Zustand noch besorgniserregender. Es gab überhaupt

keine Beine mehr – alles war Brei. Der Anblick dieses jungen, zermalmten Körpers war so herzbewegend, daß Hartlepool vom Schmerze übermannt wurde und dicke Tränen über seine von Wind und Wetter gebräunten Wangen herabkollerten.

Mit mütterlicher Zartheit verband der Kaw-djer diese Fleischfetzen und Knochensplitter. Sand konnte sich nie, nie wieder seiner Beine bedienen und war verdammt, bis zum letzten Lebenstage als Krüppel seine Tage zu verbringen. Daran war nichts zu ändern – wenn man nur eine Amputation vermeiden konnte, die bei diesem zarten Organismus sehr gefährlich sein mußte.

Als der Verband angelegt war, goß der Kaw-djer dem Kind einige stärkende Tropfen zwischen die farblosen Lippen; es stieß einige schwache Klagelaute aus und murmelte unverständliche Worte.

Dick, mit dem sich der Kaw-djer in zweiter Linie beschäftigte, schien gleichfalls in

Lebensgefahr. Er lag mit geschlossenen Augen da, sein Gesicht war ziegelrot und von nervösen Zuckungen verzerrt, der Atem ging kurz und pfeifend; er hatte die Zähne fest zusammengebissen und ein heftiges Fieber schüttelte ihn. Als der Kaw-djer die verschiedenen Symptome wahrnahm, schüttelte er besorgt das Haupt. Wenn auch Dick im Besitze seiner gesunden Glieder war und weniger erschreckend aussah – sein Zustand war viel bedenklicher als bei Sand.

Als die beiden Kinder zu Bett gebracht waren, begab sich der Kaw-djer trotz der vorgerückten Stunde zu Harry Rhodes und setzte ihn von den jüngsten Ereignissen in Kenntnis. Harry Rhodes war entsetzt von dem Gehörten und gleich bereit, mit den Seinigen zu helfen. Es wurde bestimmt, daß Frau Rhodes mit Clary, Tullia und Graziella abwechselnd an den Schmerzenslagern der beiden Kinder wachen sollten, die jungen Mädchen bei Tage, die Mütter während der Nacht. Frau Rhodes übernahm die erste

Nachtwache und ging gleich mit dem Kaw-djer fort.

Jetzt erst, nachdem das Notwendigste geschehen, suchte auch er einige Stunden der Ruhe, die ihm aber versagt bleiben sollten. Sein Herz wurde von zu vielen Eindrücken bestürmt und ein schweres Problem stand vor seinem Gewissen auf.

Von den fünf Mördern waren drei vom Tode ereilt worden. Wenn der eine, Sirdey, auch verschwunden war und im Inneren der Insel herumirrte, mußte er unbedingt gefunden werden, und der fünfte, Kennedy, erwartete im wohlverwahrten Kerker sein Todesurteil. Nachdem dieser Anschlag den Tod dreier Menschen, einen Fluchtversuch und die Lebensgefahr zweier Kinder zur Folge gehabt hatte, konnte er diesmal unmöglich totgeschwiegen werden. Auch wußten schon zu viele Personen darum, als daß das Stillschweigen bewahrt werden konnte. Also mußte gehandelt werden. Aber wie?

Die Handlungsweise dieser Menschen wies keinen gemeinsamen Zug mit der des Kaw-djer auf, aber sie waren von den gleichen Prinzipien ausgegangen. Diese Leute hatten, wie er selbst, großen Abscheu vor jeder Einschränkung ihrer Freiheit, vor jedem Zwang und wollten sich nicht fügen. Die Verschiedenheit des Temperamentes hatte das übrige getan. Sie wollten die Tyrannei vernichten, während er sich damit zufrieden gegeben hatte, sie zu fliehen. Ihr Freiheitsbedürfnis entsprang derselben Quelle, wenn es sich auch verschieden äußerte, und diese Männer waren schließlich nur Empörer, wie er selbst auch ein Empörer gewesen war. Er erkannte sich in mancher Hinsicht in ihnen wieder; hatte er jetzt, da er ihnen als der Stärkere überlegen war, ein Recht, sie zu bestrafen?

Kaum hatte sich der Kaw-djer erhoben, so begab er sich ins Gefängnis, wo Kennedy, auf eine Bank hingestreckt, die Nacht verbracht hatte. Er stand beim Eintritt des Gouverneurs auf; nicht genug mit diesem Beweise seiner Achtung, er nahm auch die

Mütze ab. Dazu mußte der ehemalige Matrose beide Hände gleichzeitig aufheben, weil sie durch eine kurze, starke Kette gefesselt waren. Dann wartete er, mit gesenkten Blicken, auf das Kommende.

Kennedy sah so wie ein in der Falle gefangenes Tier aus. Um ihn herum war Luft, Raum, Freiheit ... Jetzt hatte er kein Anrecht mehr auf diese natürlichen Güter der Menschheit; er hatte andere Menschen darum berauben wollen und jetzt beraubten ihn diese anderen Menschen.

Sein Anblick war dem Kaw-djer unerträglich.

»Hartlepool!« rief er, zum Posten gewendet.

Hartlepool erschien.

»Nehmen Sie ihm die Kette ab! sagte er und deutete auf die gefesselten Hände des Gefangenen.

– Aber, Herr ... begann Hartlepool.

– Ich bitte! ... unterbrach ihn der Kaw-djer in einem Ton, der keine Widerrede duldete.

Als Kennedy frei war, redete er ihn an:

»Du hast mich töten wollen. Warum? fragte er.

Kennedy, ohne die Augen aufzuschlagen, zuckte die Achseln, wandte sich linkisch nach allen Seiten, drehte seine Mütze verlegen zwischen den Fingern und wollte durch diese Gebärdensprache andeuten, daß er es nicht wisse.

Der Kaw-djer betrachtete ihn einen Augenblick schweigend, dann öffnete er die ins Polizeizimmer führende Türe und sagte:

»Du kannst gehen!«

Kennedy sah ihn ungläubig an.

»Du kannst gehen!« wiederholte er ruhig.

Ohne sich nochmals bitten zu lassen, eilte der Matrose mit gekrümmtem Rücken hinaus. Hinter ihm schloß der Kaw-djer die Türe und begab sich zu den kleinen Kranken, während er Hartlepool seinem Erstaunen überließ.

Der Zustand Sands war der gleiche, aber mit Dick stand es bedeutend schlechter. Er lag im schweren Delirium, warf sich aufgeregt auf seinem Lager hin und her und sprach wirres Zeug. Jeder Zweifel war ausgeschlossen, das Kind hatte eine Gehirnhautentzündung in so bedenklichem Grade, daß ein letaler Ausgang nicht ausgeschlossen war. Die gewöhnliche Behandlung konnte hier nicht angewendet werden. Wo hätte man Eis hergenommen, um seine glühende Stirne zu kühlen? So weit war der Fortschritt auf der Insel Hoste noch nicht gediehen, daß außer dem Winterhalbjahr Eis zu haben gewesen wäre.

Dieses Eis, dessen Mangel der Kaw-djer sehr beklagte, sollte die Natur in Bälde in unverhofften Mengen liefern. Der folgende

Winter zeichnete sich durch außerordentliche Strenge aus und kam sehr früh ins Land. In den ersten Apriltagen begann er mit heftigen Stürmen, die während eines Monates ununterbrochen wüteten. Diesen Stürmen folgte unmittelbar ein plötzliches Sinken der Temperatur, das mit so ausgiebigen Schneefällen verbunden war, wie sie der Kaw-djer noch niemals in diesen Breiten erlebt hatte, seitdem er sein Heim im Magalhães-Archipel aufgeschlagen hatte. So weit es in der Macht der Menschen lag, kämpften sie tapfer gegen den Schnee an, aber im Juni fielen die weißen Flocken in so dichten Ballen, daß sie sich für besiegt erklärten. Trotz aller Anstrengungen erreichte die Schneedecke eine Höhe von mehr als drei Metern und Liberia war wie mit einem weißen Leichentuch bedeckt. Anstatt der Türen bediente man sich der Fenster der ersten Stockwerke. In den niederen Häusern wurde ein Loch im Dache angebracht, das als Ausgang diente. Das öffentliche Leben stand natürlich still und die gesellschaftlichen Verbindungen waren auf

ein Minimum beschränkt, das zum Lebensunterhalt der einzelnen unbedingt notwendig war.

Diese strenge Klausur hatte natürlich üble Folgen für den Gesundheitszustand. Wieder brachen einige epidemische Krankheiten aus und der Kaw-djer mußte dem einzigen Arzte auf der Insel, welcher nicht mehr genügte, zu Hilfe kommen.

Zum Glück für seine Seelenruhe brauchte er jetzt weder für Sand noch für Dick ängstlich besorgt zu sein. Von den beiden war Sand der erste, welcher seiner Heilung zusteuerte. Schon zehn Tage nach dem Vorfall, dem er zum Opfer gefallen war, konnte ihn der Kaw-djer außer Gefahr erklären und mit Bestimmtheit sagen, daß keine Amputation zu befürchten stand. Während der folgenden Tage machte die Vernarbung rasche Fortschritte, mit jener Schnelligkeit, welche das Vorrecht der jungen Gewebe ist. Nach zwei Monaten durfte Sand das Bett verlassen.

Das Bett verlassen? ... Der Ausdruck ist nicht glücklich gewählt. Sand konnte nicht, wird niemals sein Bett verlassen, noch sich jemals ohne fremde Hilfe bewegen können. Seine abgestorbenen Beine konnten nie wieder den Körper tragen, der für immer zur Unbeweglichkeit verdammt war.

Den kleinen Knaben schien dieser Umstand nicht übermäßig zu betrüben. Das erste Wort, als er zum Bewußtsein erwachte, war eine Frage nach Dicks Ergehen, für den er sich so heldenmütig geopfert hatte. Er dachte nicht daran, sich zu beklagen. Ein leises Lächeln erhellte sein bleiches Gesichtchen, als man ihm versichert hatte, daß Dick heil und gesund sei; aber das genügte ihm bald nicht mehr; als ihm die Kräfte zurückkamen, verlangte er mit eigensinniger Beharrlichkeit nach seinem Freunde.

Lange konnte man seinen Wunsch nicht erfüllen. Länger als einen Monat lag Dick im Delirium. Seine Stirne glühte, rauchte fast, trotz des Eises, das der Kaw-djer jetzt

zur Verfügung hatte. Als dann diese Sorgenzeit vorbei war, fühlte sich der Kranke so schwach, daß sein Leben wieder gefährdet schien und nur an einem dünnen Faden hing.

Aber von diesem Tage an machte die Rekonvaleszenz auch bei ihm rasche Fortschritte. Die beste Arznei war für ihn die Kunde, daß Sand gerettet worden war. Bei dieser Freudenbotschaft verklärte sich Dicks Gesicht mit einem fast himmlischen Glanze und er schlief diese Nacht – die erste seit langer Zeit – einen ruhigen, gesunden Schlaf.

Am nächsten Morgen durfte er mit Sand sprechen, welcher nun auch überzeugt war, daß man ihn nicht betrogen hatte, und von aller Sorge befreit war. Sein persönliches Unglück schien ihn nicht weiter zu berühren. Jetzt, da er über das Schicksal Dicks beruhigt war, verlangte er nach seiner Geige und als er das geliebte Instrument in den Armen hielt, war er ganz beglückt.

Einige Tage später mußte den Bitten der beiden Kinder nachgegeben werden; man ließ sie ein Zimmer teilen. Jetzt vergingen die Stunden mit der Schnelligkeit eines Traumes. Ihre kleinen Betten waren nebeneinandergestellt. Dick las, während sein Freund die Geige spielte, und dann sahen sie sich wieder an, wenn sie ausruhen wollten. Sie fühlten sich vollkommen glücklich.

Es war ein trüber Tag, als Sand zum ersten Male das Bett verließ. Der Anblick seines verstümmelten Freundes versenkte Dick, welcher schon seit einer Woche herumging, in ein Meer von Traurigkeit. Der Eindruck, den er davontrug, war ebenso niederdrückend als dauernd. Als ob ihn ein Zauberstab berührt hätte, war er mit einem Male verwandelt, ernster, überlegender, weniger keck und streitlustig.

Man war im Anfang des Monates Mai; das war die Zeit, als der Schnee die Bewohner von Liberia in ihre Häuser blockierte. Einen Monat später hatte man die kälteste Zeit

dieses kalten Winters zu ertragen, vor dem Frühling war kein Tauwetter mehr zu erhoffen.

Der Kaw-djer war bemüht, die entnervenden Folgen dieser langen Einsperrung zu bekämpfen.

Er organisierte Spiele im Freien. Durch eine Ausgrabung im Ufer des Flusses – eine Arbeit, die viele Arme in Bewegung gesetzt hatte – hatte man dem unter dem Eise befindlichen Wasser einen Abfluß verschafft; es ergoß sich über den Sumpf und so war ein Platz zum Schlittschuhlaufen geschaffen, der nicht herrlicher erdacht werden konnte. Die Anhänger dieses in Amerika so beliebten Sports konnten sich dem Vergnügen nach Herzenslust hingeben. Für die anderen wurde das Fahren mit Schneeschuhen ausgedacht oder Schlittenfahrten längs der Abhänge der im Süden gelegenen Hügel in Szene gesetzt.

Bei diesen Sportübungen härteten sich die Hostelianer ab und gewöhnten sich an den strengen Winter. Sie hatten auf die fröhliche Stimmung und die gesundheitliche Lage den denkbar günstigsten Einfluß. So kam der 5. Oktober heran und mit diesem Tage setzte Tauwetter ein. Der Schnee, der die längs der Meeresküste sich hinziehende Ebene bedeckte, schmolz zuerst. Am folgenden Tage begann auch die Decke, die Liberia begraben hatte, zu schmelzen; bald waren die Straßen in reißende Bäche verwandelt, während der Fluß seine Eisdecke sprengte.

Nachdem sich diese Gewässer verlaufen hatten, begann es auf den Bergen zu tauen und wieder rollten schlammige Wasserströme durch die Straßen; als dann auch im Inneren der Insel der Prozeß sich fortsetzte, stieg der Fluß rasch an. In vierundzwanzig Stunden hatte er die Höhe seiner Ufer erreicht, bald würden sich die Wassermengen über die Stadt ergießen. Das mußte verhindert werden, wenn nicht das Werk so vieler Tage zerstört werden sollte.

Der Kaw-djer bot alle Arme auf. Ein Heer von Wagarbeitern warf einen Damm auf, der die Form eines Winkels hatte und die Stadt beschützen sollte. Der eine Schenkel dieses Winkels verlief in schiefer Richtung gegen die südlichen Anhöhen, während der andere dem Laufe des Flusses folgte, jedoch in ziemlicher Entfernung. Einige Häuser, darunter dasjenige Pattersons, die dem Ufer zu nahe lagen, konnten nicht in den Schutz mit einbezogen werden. Dieses notwendige Opfer mußte gebracht werden.

Tag und Nacht wurde an dem Damm gearbeitet und in vierundzwanzig Stunden war er vollendet. Es war höchste Zeit. Aus dem Inneren der Insel nahte dem Meere eine wahre Sintflut. Der Damm zerteilte diese riesige Wasserfläche, zur Hälfte wurde sie gezwungen, sich dem Fluß zuzuwenden, der andere Teil mußte ins Meer abfließen.

Nach wenigen Stunden war Liberia eine Insel in einer Insel geworden. Nach allen Seiten war nichts zu sehen als Wasser, aus

dem im Osten und Süden Berge aufstiegen und im Nordwesten die Häuser von Neudorf, die durch ihre hohe Lage geschützt waren. Jede Verbindung war abgeschnitten. Zwischen der Stadt und ihrem Vorort tosten brüllend die entfesselten Fluten des Flusses.

Auch acht Tage darnach machte die Überschwemmung noch keine Miene, zu fallen; da ereignete sich ein höchst betäubender Vorfall. Beim Hause Pattersons stürzte plötzlich die durch den wütenden Wogenanprall unterminierte Uferstelle ein und das Haus des Irländers verschwand in den Fluten. Dieser selbst und Long wurden von den unwiderstehlichen Wasserwirbeln verschlungen.

Gleich zu Beginn des Tauwetters war Patterson aufgefordert worden, seine Wohnung zu verlassen; er hatte sich energisch geweigert. Auch dann hatte er nicht nachgegeben, als er sich aus dem Schutzbereich des Dammes ausgeschlossen sah, ebensowenig, als die tiefer gelegenen

Teile seines Feldes unter Wasser standen.
Und er blieb bei seiner eigensinnigen
Weigerung, als dieses die Schwelle seines
Hauses erreicht hatte.

In wenigen Sekunden, unter den Augen
einiger Zuschauer, welche von der Höhe
des Dammes aus diese Szene ansehen
mußten, ohnmächtig zu helfen, waren das
Haus und seine Bewohner verschwunden.

Dieser doppelte Mord schien den Zorn der
Elementargewalten besänftigt zu haben, das
Wasser begann jetzt langsam zu fallen und
am 5. November, genau einen Monat nach
dem Eintritt des Tauwetters, war der Fluß
wieder auf sein altes Bett beschränkt.

Aber welche Verwüstungen hatte das
Naturereignis zur Folge! Die Straßen
Liberias waren von tiefen Furchen
durchzogen, als ob der Pflug über sie
hingegangen wäre. Von den kleineren
Gassen blieb oft nicht eine Spur zurück;
eine dichte Schlammschicht machte die

einen unkenntlich, andere waren wie vom Erdboden verschwunden.

Zunächst ging man daran, die Verbindung mit Neudorf wieder herzustellen. Nachdem diese Straße mitten durch das Sumpfland führte, hatte sie am meisten unter der Zerstörungswut des Wassers gelitten. Sie war erst, als letzte von allen Verkehrsadern, nach drei Wochen so weit, daß sie wieder betreten werden konnte.

Zur größten Überraschung war der erste Mensch, welcher sie benützte – Patterson! Die Fischer von Neudorf hatten ihn bemerkt, als er, verzweiflungsvoll an ein Stück Holz geklammert, mit rasender Geschwindigkeit dem Meere zutrieb, und ihn herausgezogen. So war der Irländer mit dem bloßen Schrecken, sonst aber gesund und heil davongekommen. Long wurde nicht vom gleichen Glück begünstigt. Alle Mühe, seinen Körper aufzufinden, war vergebens.

Diese Aufklärungen gaben später die Fischer von Neudorf; Patterson ließ auch nicht ein Wort fallen, sondern begab sich geradewegs nach der Stelle, wo sein verunglücktes Haus gestanden war. Als er sah, daß auch nicht ein Balken davon stehen geblieben war, packte ihn die Verzweiflung. Mit ihm war alles verschwunden, was er auf dieser Welt sein eigen nannte. Alles, was er auf die Insel Hoste mitgebracht, was er hier angehäuft hatte, die Früchte angestrengter Arbeiten, ungezählter Entbehrungen, mitleidloser Härte gegen sich selbst und andere – alles war auf immer verloren. Nichts mehr blieb ihm übrig. Er, der das Geld über alles liebte, dessen einzige Leidenschaft in seinem Besitz, dem steten Anhäufen dieses kostbaren Gutes bestand, er war jetzt der ärmste unter den Armen, die ihn umgaben. Mittellos stand er da, bar an allem, so, wie er auf die Welt gekommen war; er mußte das Leben von vorne beginnen.

Seine Verzweiflung war groß und ehrlich, aber er ließ kein Wort der Klage laut

werden. Schweigend überlegte er zunächst, die finsternen Blicke auf den Fluß gerichtet, der ihm alles entrissen hatte; dann suchte er ohne Zögern den Kaw-djer auf. Mit fast demütiger Höflichkeit, nachdem er sich wegen der Störung, die er verursachen müsse, entschuldigt hatte, erklärte er dem Kaw-djer, daß die Überschwemmung, nachdem sie ihm fast das Leben gekostet, ihn dem entsetzlichsten Elend preisgab.

Der Kaw-djer, dem der Bittsteller den heftigsten Widerwillen einflößte, antwortete in kaltem Tone:

»Das ist sehr bedauerlich, aber was kann ich in dieser Sache tun? Wollen Sie eine Unterstützung?«

Als Gegenstück zu seinem unstillbaren Geiz verfügte Patterson über eine gehörige Portion Stolz. Niemals in seinem Leben hatte er noch gebettelt. Wenn er auch in der Wahl seiner Mittel ohne alle Skrupel gewesen war, so hatte er doch dem Leben bis jetzt allein die Stirne geboten und sein

langsam anwachsendes Vermögen hatte er nur sich allein verdankt.

»Ich brauche kein Almosen, sagte er und richtete seine zusammengesunkene Gestalt auf, aber ich verlange Gerechtigkeit.

– Gerechtigkeit? ... wiederholte der Kaw-djer erstaunt. Gegen wen rufen Sie den Rechtsschutz an?

– Gegen die Stadt Liberia, antwortete Patterson; gegen den hostelischen Staat!

– Ja, warum denn?« fragte der immer mehr erstaunte Kaw-djer.

Patterson hatte jetzt wieder seine unterwürfige Haltung angenommen und erklärte seinen Gedankengang in süßlichen Ausdrücken. Nach seiner Meinung war die Kolonie verantwortlich für sein Unglück; erstens, weil es sich um ein Elementarereignis, ein alle betreffendes Unglück handelte, dessen Schäden von allen zu gleichen Teilen getragen werden

sollten, zweitens weil der Staat sich einer groben Gewissenlosigkeit schuldig gemacht habe, indem er den Damm nicht dicht am Flußufer verlaufen ließ, wodurch alle Häuser ohne Ausnahme geschützt worden wären.

Der Kaw-djer versuchte ihm zu beweisen, daß seine Anklagen auf Einbildungen beruhten; wäre der Damm unmittelbar am Ufer des Flusses erbaut worden, so wäre er gleichzeitig mit diesem eingestürzt und die ganze Stadt wäre von den hereinbrechenden Wasserfluten zerstört worden; Patterson wollte nicht Vernunft annehmen und beharrte steif und fest auf seiner Anklage. Doch die Geduld des Kaw-djer ging zu Ende und er brach die erfolglose Unterredung kurzweg ab.

Patterson machte auch keinen Versuch, sie in die Länge zu ziehen. Er begab sich sogleich zu den Hafenbauten an die Arbeit. Sein Leben war zerstört, er mußte es wieder aufbauen und hatte keine Stunde dabei zu verlieren.

Der Kaw-djer hielt die Angelegenheit für abgetan und gab sich keinen Augenblick länger damit ab. Am folgenden Morgen wurde er eines Besseren belehrt. Nein! Die Sache war nicht beigelegt, das bewies die Klage, die bei Ferdinand Beauval vorgebracht worden war. Der Irländer hatte schon einmal erfahren, daß es eine Gerechtigkeit auf der Insel Hoste gab, jetzt nahm er ein zweites Mal seine Zuflucht zu ihr.

Ob man wollte oder nicht, die Verhandlungen mußten ihren Lauf nehmen, aber Patterson verlor natürlich. Er äußerte in keiner Weise die Enttäuschung, die ihm zuteil geworden und ertrug schweigend die Stichelreden, die man dem allgemein unbeliebten Manne zu hören gab; als das Urteil gesprochen war, begab er sich ruhig an seinen Arbeitsposten.

Aber es gärte in seiner Seele. Bisher hatte er die Welt in zwei Lager eingeteilt; in dem einen stand er, allein, in dem anderen die übrige Menschheit. Für ihn hatte es sich

immer nur darum gehandelt, so viel Gold als möglich aus dem zweiten Lager in das erste fließen zu machen. Das bedingte ein fortgesetztes Ringen – aber keinen Haß. Der Haß ist eine unfruchtbare Leidenschaft: seine Zinsen werden nicht in gangbarem Gelde fällig. Der echte Geizhals kennt ihn nicht. Aber jetzt haßte Patterson! Er haßte den Kaw-djer, welcher sich geweigert hatte, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; er haßte alle Hostelianer, welche so sorglos das Produkt jahrelanger Mühen und Plagen hatten verschwinden lassen.

Diesen Haß verschloß Patterson sorgsam in sein innerstes Sein, in diese finstere Seele, welche der Entwicklung böser Gelüste einen so günstigen Boden lieferte; dort schlug der Haß Wurzeln und sollte emporblühen und erstarken. Vorläufig war der Irländer noch machtlos gegen seine Feinde. Aber die Zeiten konnten sich ändern ... Er wartete geduldig.

Der größte Teil der schönen Jahreszeit mußte zum Ausbessern der durch die

Überschwemmung hervorgerufenen Schäden benützt werden. Und schon im Monat Februar war keine Spur der fürchterlichen Verheerungen übriggeblieben.

Der Kaw-djer durchstreifte inzwischen wieder seiner Gewohnheit nach die ganze Insel nach allen Richtungen hin. Jetzt war ihm dies leichter möglich, denn er war beritten, nachdem hundert Pferde eingeführt worden waren. Während dieser Ritte erkundigte er sich manchmal nach Sirdey, er konnte nur spärliche und ungenaue Nachrichten von ihm erhalten. Nur wenige Kolonisten wußten über den Verbleib des ehemaligen Kochs des »Jonathan« irgendetwas anzugeben. Man erinnerte sich, ihn während des Herbstes gesehen zu haben; er war damals nach Norden gewandert, aber was aus ihm geworden war, wußte niemand zu sagen.

Im letzten Monat des vergangenen Jahres brachte ein Schiff die zweihundert Gewehre, die nach Doricks erstem Attentat

bestellt worden waren. Jetzt war der hostelische Staat im Besitze von ungefähr zweihundertundfünfzig Feuerwaffen, ohne diejenigen mitzurechnen, die sich einige Kolonisten privatim verschafft haben konnten.

Einen Monat später, zu Anfang des neuen Jahres, wurde die Insel Hoste von einigen feuerländischen Familien besucht. Wie jedes Jahr, kamen diese armen Indianer, ihren »Wohltäter« – das war ja die Bedeutung des indianischen Wortes »Kaw-djer« – um Rat und Hilfe zu bitten. Wenn er sie auch verlassen hatte, sie vergaßen ihn und alle Beweise seiner Güte und Aufopferung nicht.

Aber so groß die Liebe der Feuerländer zu ihrem Kaw-djer war, er hatte niemals auch nur einen einzigen bestimmen können, sich auf der Insel Hoste dauernd niederzulassen. Diese Volksstämme lieben die Unabhängigkeit zu sehr, um sich durch Regeln und Gesetze binden zu lassen. Für sie gibt es keine irdischen Güter, die wert

wären, gegen die Freiheit umgetauscht zu werden. Ein Haus besitzen bedeutete schon für sie – Sklaven sein. Wirklich frei ist nur der Mensch, welcher über gar nichts verfügt. Darum zogen sie der Sicherheit des kommenden Tages ihre abenteuerlichen Wanderungen vor, die ihnen meist nur ungenügende, unsichere Nahrung boten.

Dieses Mal war es dem Kaw-djer zum ersten Male gelungen, drei Indianerfamilien zu bewegen, ihre Zelte auf der Insel Hoste aufzuschlagen und ein seßhaftes Leben zu versuchen. Diese drei Familien, die intelligentesten unter denen, die den Archipel durchstreiften, ließen sich am linken Flußufer zwischen Liberia und Neudorf nieder; ihre kleine Niederlassung wurde der Köder, der in der Folge viele indianische Dörfer in der Nähe erstehen ließ.

Dieser Sommer brachte noch zwei nennenswerte Ereignisse mit sich.

Das eine betraf Dick.

Seit dem 15. Juni konnten die Kinder als geheilt angesehen werden. Dick besonders war ganz gesund, und wenn er auch sehr abgemagert war, so würde sich dieser Zustand bald geben in Anbetracht des gewaltigen Heißhungers, den er an den Tag legte.

Auch Sands Gesamtbefinden gab zu keinen Besorgnissen mehr Anlaß und sonst war nichts zu machen, denn die Wissenschaft war ohnmächtig, zu verhindern, daß er bis an sein Lebensende unbeweglich verharren mußte. Der arme Krüppel nahm übrigens dieses unabwendbare Unglück mit großer Seelenruhe auf. Die Natur hatte ihn mit Sanftmut begabt und er neigte so wenig zur Revolte, als Dick Anlage dazu besaß. Jetzt half ihm diese Sanftmut über vieles hinweg. Er bedauerte nicht, auf die tollen Spiele von einst verzichten zu müssen – er hatte mehr aus dem Grunde daran teilgenommen, anderen eine Freude zu bereiten, anstatt sich selbst zu belustigen. Dieses Leben eines Einsiedlers behagte ihm, würde ihm immer gefallen, wenn man ihm nur seine

Geige ließ und sein Freund Dick in der Nähe war, wenn das Instrument einmal ausnahmsweise schwieg.

Und er brauchte sich in dieser Beziehung nicht zu beklagen, Dick war stets als Krankenwärter zur Hand. Er hätte niemanden zugelassen, um Sand zu helfen, das Bett zu verlassen und den Armstuhl zu erreichen, auf dem dieser seine Tage verbrachte. Dann blieb er bei dem armen Krüppel, achtete auf den leisesten Wunsch, bewies eine unerschütterliche Geduld, deren ihn früher niemand für fähig gehalten hatte.

Der Kaw-djer beobachtete dies Treiben mit großer Rührung. Während der langen Krankheit der Kinder hatte er sie mit Muße studieren können und sie herzlich lieb gewonnen. Aber Dick interessierte ihn lebhaft, abgesehen von der väterlichen Zuneigung, die er für ihn empfand. Tag für Tag hatte er beobachten können, welch treue Seele Dick war, welch ausgeprägtes Zartgefühl er zur Schau trug und welch

lebhaften Verstand der Knabe zeigte; und bald beklagte er, daß so seltene Geistes- und Herzensgaben fruchtlos bleiben sollten.

Von dieser Idee durchdrungen, beschloß er, dieses Kind zum Erben seiner Kenntnisse einzusetzen und ihn in die verschiedenen Zweige menschlicher Tätigkeit einzuweihen. Dasselbe hatte er für Halg getan. Aber bei Dick waren andere Resultate zu erwarten. Auf diesem durch eine lange Reihe zivilisierter Vorfahren begünstigten Erdreich würde der Same leichter Wurzel fassen, unter der einzigen Bedingung, daß Dick die außerordentlichen Gaben, mit denen ihn die Natur bedacht hatte, auch anwenden wollte.

Gegen Ende des Winters hatte der Kaw-djer mit der Rolle des Erziehers begonnen. Eines Tages nahm er Dick mit sich und sprach ihm zu Herzen:

»Jetzt ist Sand geheilt, sagte er, als beide allein auf dem Felde standen, aber er wird sein Leben lang ein Krüppel bleiben. Du

darfst nie vergessen, mein Kind, daß er dein Leben retten wollte und dabei seine Beine opferte.«

Dick blickte den Kaw-djer schon mit tränennassen Augen an. Warum sagte das der Gouverneur? Was er Sand verdankte, konnte er ja nie, nie vergessen.

»Aber es steht dir ein Weg offen, ihm zu danken, nahm der Kaw-djer wieder das Wort. Du mußt ein so guter Mensch werden, daß du dich dieses Opfers würdig zeigst, du mußt das Leben dir und den anderen nützlich machen. Bisher warst du ein Kind. Jetzt mußt du daran denken, ein Mann zu werden.«

Dicks Augen strahlten; er verstand diese Sprache.

»Was soll ich tun, Gouverneur? fragte er.

– Arbeiten, antwortete der Kaw-djer ernst. Wenn du mir versprichst, dir Mühe zu geben, fleißig zu sein, will ich selbst dein

Lehrer sein. Die Wissenschaft ist eine neue Welt für dich und wir werden sie zusammen erforschen!

– Ach! ... Gouverneur«! ... stammelte Dick, unfähig, ein anderes Wort hervorzubringen.

Der Unterricht begann sogleich. Jeden Tag widmete der Kaw-djer seinem Schüler eine Stunde. Dann lernte Dick bei Sand so fleißig, daß seine Fortschritte seinen Lehrer in Erstaunen setzten. Diese Stunden vollendeten in Dicks Wesen jene Umwandlung, die mit Sands Unglück begonnen hatte. Jetzt dachte er nicht mehr daran, »Löwe« oder »Restaurant« noch ein anderes Kinderspiel zu spielen. Das Kind war untergegangen im werdenden Manne, welcher durch den Schmerz frühreif geworden war.

Das zweite wichtige Ereignis war die Hochzeit Halgs mit Graziella Ceroni; Halg zählte jetzt zweiundzwanzig Jahre und Graziella zwanzig.

Diese Hochzeit war nicht die erste, die auf der Insel gefeiert worden war. Gleich bei seinem Regierungsantritt hatte der Kaw-djer die Zivilehe eingeführt und diese Bestimmung hatte in den im heiratsfähigen Alter stehenden jungen Leuten den Wunsch rege gemacht, eigene Familien zu gründen. Aber die Ehe Halgs hatte in den Augen des Kaw-djer besondere Bedeutung; sie war der Schlußstein eines Lebenswerkes; desjenigen, das während langer Zeit seinem Herzen am nächsten gestanden war. Der Wilde, den er in ein denkendes Wesen verwandelt hatte, würde sich jetzt in seinen Kindern vervielfältigen.

Die Zukunft des jungen Haushaltes war sichergestellt. Die von Halg und seinem Vater betriebene Fischerei wies die schönsten Erfolge auf. Es sollte sogar in der Nähe Neudorfs eine Konservenfabrik eingerichtet werden, aus der die Produkte der Fischerei sich von der Insel Hoste über die ganze Welt verbreiten konnten. Aber selbst wenn dieses Projekt nicht zur Ausführung kam, so fanden Halg und

Karroly auf der Insel genug Abnehmer, um nie in Geldverlegenheit zu kommen.

Gegen Ende des Sommers erhielt der Kaw-djer die Antwort der chilenischen Regierung auf seine Vorschläge bezüglich der Insel des Kap Hoorn. Die Antwort war ziemlich unbestimmt. Man verlangte eine Überlegungsfrist. Man wollte die Sache in die Länge ziehen. Der Kaw-djer wußte zu gut in den diplomatischen Gebräuchen Bescheid, um sich über dieses Hinausschieben der Entscheidung zu wundern. Er wappnete sich denn mit Geduld und entschloß sich, diese diplomatischen Verhandlungen weiterzuführen, die in Anbetracht der Distanzen wohl nicht so bald ihren Abschluß erreichen würden.

Dann wurde es wieder Winter und der Frost setzte ein. Die fünf Monate seiner Herrschaft brachten nichts Außergewöhnliches mit sich, es sei denn eine politische Agitation, die sich leise, aber bemerkbar in der Bevölkerung äußerte.

Merkwürdigerweise war der Urheber dieser Erregung niemand anderer als Kennedy. Jedermann wußte, welche Rolle der ehemalige Matrose gespielt hatte. Der Tod Lewis Doricks und der Brüder Moore, die heroische Aufopferung Sands, die lange Krankheit Dicks und das Verschwinden Sirdeys konnten nicht unbemerkt bleiben. Der Vorfall war in seinen Einzelheiten bekannt, auch die fast wunderbar zu nennende Rettung des Kaw-djer.

Als Kennedy sich zu den anderen Kolonisten gesellte, wurde ihm kein sehr freundlicher Empfang. Aber nach und nach verblaßte der erste Eindruck, während durch ein eigentümliches Kristallisationsphänomen alle Unzufriedenen sich um ihn scharten. Sein Abenteuer war jedenfalls außergewöhnlich zu nennen. Er hatte eine gewisse Berühmtheit erlangt. Für die Mehrzahl der Hostelianer war er ein gemeiner Verbrecher, aber man mußte zugestehen, daß er ein Mann der Tat und zu energischem Vorgehen

stets bereit war. Diese Eigenschaften machten ihn zum Führer der Malkontenten.

Unzufriedene wird es immer und überall geben. Es ist noch niemandem gelungen, alle zufriedenzustellen; das blieb bis jetzt ein unausführbarer Traum. Daher gab es auch Unzufriedene in Liberia.

Die Arbeitsscheuen bildeten natürlich den Kern dieser Gruppe, dazu zählten auch jene, die es auf keinen grünen Zweig gebracht hatten oder die nach einem mißglückten Versuch, sich aufzuraffen, mutlos die Flinte ins Korn geworfen hatten. Die einen und die anderen machten die Regierung für das Zusammenbrechen ihrer Hoffnungen und die darauf folgende Enttäuschung verantwortlich.

Diesem ersten Kern gesellten sich die Freunde der Wortspiele, die Politiker hinzu, die dieselben Grundsätze predigten, denen seinerzeit der Kaw-djer den Vorrang gegeben hatte, nur betrachteten sie dieselben von einem weniger erhabenen

Standpunkte aus als dieser: die einen waren Kommunisten nach dem Beispiel Lewis Doricks, diese Kollektivistinnen, die das Evangelium eines Karl Marx und Ferdinand Beauval nachbeteten.

Diese verschiedenen Elemente, so ungleichwertig sie waren, verstanden sich sehr gut aus dem Grunde, daß es sich bei ihnen nur darum handelte, Opposition zu machen. So lange es sich um bloßes Verneinen und Zerstören handelt, vertragen sich die Geister ausgezeichnet; erst wenn es zum Verteilen der Beute kommt, verwandeln sich die Freunde von gestern in unerbittliche Gegner.

Jetzt herrschte aber vollkommene Übereinstimmung und diese äußerte sich in Agitationen, die sehr ungefährlicher Natur waren und sich vorderhand nur in Protestversammlungen äußerten. Viele Kolonisten nahmen an diesen Zusammenkünften nicht teil, höchstens hundert, aber sie machten Lärm für tausend

und der Kaw-djer mußte auf sie aufmerksam werden.

Ohne sich im geringsten über diesen neuerlichen Beweis der Undankbarkeit der Menschen zu beunruhigen oder aufzuregen, prüfte er leidenschaftslos die vorgebrachten Beschwerden und fand dieselben in einem Punkte berechtigt. Die Unzufriedenen hatten recht, zu behaupten, daß der Gouverneur seine Würde von niemandem empfangen habe; nachdem er sie seinem eigenen Willensakte verdankte, hatte er als Tyrann gehandelt.

Der Kaw-djer bedauerte nicht, die Freiheit unterdrückt zu haben. Damals hatten die Umstände kein Zögern zugelassen. Aber heute war die Lage eine andere. Die Hostelianer hatten ihren Weg gemacht, jeder seinen Neigungen entsprechend und das soziale Leben ging seinen geregelten Gang. Vielleicht war die Bevölkerung jetzt reif genug für eine demokratische Verfassung, ohne daß sein Gewissen mit

dem Vorwurf der Unvorsichtigkeit belastet werden konnte.

Er beschloß, den Beschwerden Rechenschaft zu tragen und sich einer Wahl zu unterwerfen; gleichzeitig wollte er von den Wählern einen Rat von drei Mitgliedern bestimmen lassen, die dem Gouverneur in der Ausübung seiner Amtsgeschäfte zur Seite stehen sollten.

Die Wahlversammlung wurde für den 20. Oktober zusammenberufen, in den ersten Frühlingstagen. Die Gesamtbevölkerung der Insel Hoste zählte mehr als tausend Köpfe, darunter zwölfhundertfünfundsiebzig großjährige Männer; nachdem aber die entfernt wohnenden Kolonisten nicht erschienen waren, gaben nur eintausendsiebenundzwanzig ihre Stimmen ab, von denen neunhundertachtundsechzig den Kaw-djer wählten. Nun wurde zur Wahl der drei Mitglieder des Rates geschritten. Die Leute waren so klug, Harry Rhodes mit achthundertzweiunddreißig,

Hartlepool mit achthundertundvier und
Germain Rivière mit
siebenhundertundachtzehn Stimmen zu
wählen. Das waren überwältigende,
unanfechtbare Majoritäten und die
Oppositionspartei mußte ihre Niederlage
einsehen.

Der Kaw-djer benützte die relative Freiheit
seiner Bewegungen, die ihm durch die
Mitwirkung des »Rates« geboten wurde, zu
einer lang projektierten Reise. Er hielt es
nicht für unwichtig, im Hinblick auf die
Erfüllung seines größten Wunsches und die
laufenden Verhandlungen mit Chile, den
Archipel zu durchforschen und ganz
besonders jenes Inselchen zu untersuchen,
das der Gegenstand der Unterhandlungen
war.

Am 25. November segelte er mit Karroly
auf der Wel-kiej ab, um am 10. Dezember
mit endgültig gefaßten Entschlüssen, nach
vierzehn Tagen nicht immer leichten
Segelns, zurückzukehren.

Als er landete, betrat ein Reiter die Stadt von der Nordstraße her. Er war über und über mit Staub bedeckt und es war leicht zu ersehen, daß er von weit her kam und ohne Unterbrechung geritten war.

Er hielt vor dem Regierungsgebäude in demselben Augenblicke, als auch der Kaw-djer dort anlangte. Er bekannte sich als Träger wichtiger Nachrichten und begehrte eine geheime Unterredung, die ihm sofort gewährt wurde.

Eine Viertelstunde später war der »Rat« versammelt und Boten wurden nach allen Richtungen ausgesandt, um die Polizeileute zusammenzurufen. Noch war keine Stunde seit dem Eintreffen des Kaw-djer verflossen, als dieser an der Spitze von fünfundzwanzig Reitern dem Inneren der Insel zusprengte.

Der Grund dieser plötzlichen Abreise blieb nicht lange Geheimnis. Düstere Gerüchte verbreiteten sich gar bald, die besagten, daß die Insel Hoste von einem Heer Patagonier

überfallen worden sei. Diese hatten den Beagle-Kanal übersetzt, waren an der Nordküste der Halbinsel Dumas gelandet und näherten sich nun Liberia.

VII. Der feindliche Einfall

Das Gerücht sprach wahr, aber es übertrieb wie gewöhnlich. Während des Weiterwanderns von Mund zu Mund war aus der Mücke ein Elefant geworden. Die Horde Patagonier, welche, siebenhundert an der Zahl, vor vierundzwanzig Stunden an der Nordküste der Insel gelandet war, verdiente keineswegs die Bezeichnung »Heer«.

Unter dem Namen »Patagonier« versteht man gewöhnlich die Gesamtheit aller in ethnologischer Hinsicht sehr verschiedenen Völkerschaften, welche in den südamerikanischen Pampas ein Nomadenleben führen. Die nördlichsten Stämme, die an die Republik Argentina grenzen, sind ziemlich friedfertiger Natur. Sie betreiben Ackerbau, leben in Dörfern und ihr Land weist selbst Städte von ziemlicher Bedeutung auf. Je tiefer man nach Süden kommt, desto mehr schwindet

der friedliche Charakter. Die südlichsten Patagonier führen kein sesshaftes Leben und sind sehr zu fürchten. Meist leben sie von dem Ertragnisse der Jagd, sind kühne Reiter und ausgezeichnete Schützen.

Die Sklaverei ist bei ihnen noch gang und gäbe und häufige Raubzüge versorgen sie stets mit neuen Sklaven. Es herrschen beständige Bruderkriege zwischen den einzelnen Stämmen und kein Reisender wird verschont, der so unvorsichtig ist, sich in diese unerforschten Regionen zu wagen. Es sind richtige »Wilde«.

Der Mangel einer geordneten Regierung, die herrschende Anarchie, die noch bis in die letzten Jahre durch die Feindseligkeiten der angrenzenden zivilisierten Staaten unterstützt wurde, haben der zügellosen Wildheit der Indianer und dem Räubertum Vorschub geleistet und es ungestraft gedeihen lassen. Wahrscheinlich wird es nun den jetzt befreundeten Republiken Chile und Argentina gelingen, dem Unwesen zu steuern. Aber es wird lange

dauern und große Mühe kosten, in diesem ausgedehnten Lande mit seiner zerstreuten Bevölkerung, ohne alle Verkehrsmittel, Ordnung zu schaffen, wenn man außerdem bedenkt, daß die Patagonier seit Anbeginn der Welt stets in ungeschmälerter Freiheit gelebt haben.

Dieser letzteren Klasse gehörten die auf der Insel Hoste gelandeten Indianer an. Schon aus dem Beginne dieser Erzählung hat man ersehen, daß die Patagonier Liebhaber derartiger Exkursionen in benachbarte Gebiete waren und oft hatten sie schon die Magalhães-Straße übersetzt, um die größte der Inseln des Archipels, das Feuerland, zu plündern. Aber so weit nach Süden hatten sie sich bisher noch nicht gewagt.

Um zur Insel Hoste zu gelangen, mußten sie entweder das ganze Feuerland der Länge nach durchziehen und dann den Beagle-Kanal übersetzen oder vom amerikanischen Festland aus den Wasserweg durch die vielen Meeresstraßen benutzen. Jedenfalls hatten sie auf diesem

langen Wanderzug mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt; sei es, um sich auf dem Landweg mit Nahrung zu versorgen oder um die gefährlichen Meeresstraßen zu durchschiffen, wo sie unausgesetzt Gefahr liefen, ihre leichten Pirogen samt ihren Pferden scheitern zu sehen.

Während des scharfen Galopps fragte sich der Kaw-djer, was wohl die Patagonier bewogen haben konnte, mit ihren jahrhundertelangen Gewohnheiten zu brechen und diese weite Reise zu unternehmen. Die Gründung Liberias konnte ja allenfalls als Erklärungsgrund gelten. Vielleicht hatte sich der Ruf der neuen Stadt in die benachbarten Länder verbreitet, vielleicht hatte man ihr fabelhafte Reichtümer angedichtet. Die Phantasie der Wilden hatte sie dann noch vergrößert – kein Wunder, daß ihre Begierde erregt wurde.

So ließe sich denn das Auftreten der Indianer vielleicht erklären. Trotz allem

blieb die Kühnheit der Angreifer ein Grund des Staunens, und obwohl ihre unersättliche Raubgier bekannt war, war schwer zu begreifen, warum sie sich so weit hergewagt hatten und so vielen weißen Ansiedlern die Stirne bieten wollten. Es mußten geheime Ursachen mitspielen, die der Kaw-djer nicht zu ergründen vermochte.

Er wußte nicht, an welchem Punkte der Insel er die Feinde begegnen würde. Vielleicht hatten sie sich schon in Bewegung gesetzt. Vielleicht hatten sie den Landungsplatz auch noch nicht verlassen. In letzterem Falle hatte er noch einen Weg von einhundertzwanzig bis einhundertfünfundzwanzig Kilometern vor sich. Die hostelische Straße gestattete keine große Entfaltung von Schnelligkeit, der Bau war leider noch recht mangelhaft, somit mußte der Ritt mindestens zwei Tage in Anspruch nehmen. Am 10. Dezember war er frühmorgens aufgebrochen, folglich konnte er erst am 11. abends an der Küste eintreffen.

In einiger Entfernung von Liberia wendete sich die Straße, nachdem sie die Halbinsel Hardy durchquert hatte, nach Nordwesten; hier zog sie sich ungefähr dreißig Kilometer weit längs der Küste des Stillen Ozeans hin, dann drehte sie sich nach Norden, durchquerte die Insel ein zweites Mal je nach der Richtung der Täler und berührte, fünfunddreißig Kilometer weiter, den Tekinika-Sund, einen tiefen Einschnitt des Atlantischen Ozeans, der eine Seite der Halbinsel Pasteur begrenzt, die ein anderer großer Meereseinschnitt, der Ponsounby-Sund, im Norden von der Halbinsel Dumas trennt. Dann vollzog die Straße verschiedene Windungen, überschritt den Engpaß der wichtigen Bergkette, die, aus Westen kommend, sich bis in die Ostspitze der Halbinsel Pasteur erstreckt, wandte sich dann wieder nach Westen in der Höhe des Isthmus, der die Halbinsel mit der Insel Hoste vereinigt. Nach dem sie auch die höchste Stelle des Ponsounby-Sund berührt, bog sie nach Osten um, passierte, fünfundneunzig Kilometer von Liberia entfernt, den Isthmus der Halbinsel Dumas

und verlief an deren Nordküste, die von den Wellen des Beagle-Kanales bespült wird.

Dieser Straße mußte der Kaw-djer folgen. Unterwegs vergrößerte sich seine kleine Truppe durch einige Zuzügler; jene Kolonisten, welche über ein Pferd verfügten, schlossen sich an. Den anderen gab der Kaw-djer seine Instruktionen im Vorbereiten. Sie sollten Alarm schlagen und so viele Leute als möglich versammeln. Diejenigen, die Gewehre besaßen, sollten sich zu beiden Seiten der Straße aufpflanzen und möglichst unzugängliche Stellen wählen, so daß die Reiter sie nicht erreichen konnten. Von dort aus sollten sie auf die Eindringlinge ihre Schüsse abgeben, sobald diese erscheinen würden, sich dann aber schleunigst zum höchsten Punkt des Gebirges zurückziehen. Der Befehl lautete dahin, hauptsächlich auf die Pferde zu zielen, da ein unberittener Patagonier nicht mehr zu fürchten ist.

Jene Kolonisten, welche nur über ihre Arme verfügten, sollten auf der Straße Barrikaden

in möglichst kleinen Zwischenräumen aufwerfen und hinter sich nur eine Wüste lassen. Einen Kilometer links und rechts von der Straße sollten die Felder binnen vierundzwanzig Stunden verwüstet und die Häuser geleert werden. Auf diese Weise war den Eindringlingen die neue Verproviantierung unmöglich gemacht. Alle sollten sich dann in die Festung Rivières begeben, ob sie nun mit Feuerwaffen versehen waren oder nur Axt und Sense zu führen verstanden. Dieses Blockhaus, das mit einem festen Zaun umgeben und von tapferen Armen verteidigt war, konnte wirklich mit einer Festung verglichen werden, welche nicht im Handumdrehen eingenommen werden konnte.

Wie vorhergesehen, erreichte der Kaw-djer den Isthmus der Halbinsel Dumas am 11. Dezember gegen sechs Uhr abends. Man hatte noch keinen Patagonier zu Gesicht bekommen. Aber jetzt mußte man sich dem Landungsplatz nähern und es war nunmehr äußerste Vorsicht geboten. Jetzt war die Zeit der langen Tage und man konnte erst

spät auf den Schutz der Dunkelheit rechnen. Nach fünf Stunden erblickte man das feindliche Lager. Es war fast Mitternacht und verhältnismäßig finster. Deutlich sah man die Lagerfeuer, die Patagonier hatten sich nicht vom Platze gerührt; wahrscheinlich mußten sie ihren Pferden Ruhe gönnen.

Die kleine Truppe des Kaw-djer verfügte im ganzen über zweiunddreißig Gewehre. Aber inzwischen waren hundert Arme tätig, die Straße unpassierbar zu machen, wuchtige Baumstämme anzuhäufen, Barrikaden zu errichten und das Vordringen der Räuber nach Möglichkeit zu erschweren.

Als man über die Lage des feindlichen Lagers genau orientiert war, zog man sich leise zurück und machte fünf Kilometer entfernt von dieser Stelle vor dem Isthmus der Halbinsel Dumas halt. Die Pferde wurden von einigen Kolonisten über die Landenge gebracht und in den Bergen verborgen gehalten, während die früheren

Reiter sich an den steilsten Abhängen verborgen, die die Straße im Süden begrenzten, und hier den Feind erwarteten.

Der Kaw-djer hatte nicht die Absicht, es zur Schlacht kommen zu lassen; das wäre Wahnsinn gewesen bei der geringen Anzahl seiner Leute. Hier war ein Guerillakrieg am Platze. Von ihrem erhöhten Standpunkt sollten die Verteidiger auf die Angreifer schießen und während diese sich mit dem Wegschaffen der Hindernisse aufhalten mußten, wollten sie im Schutze der Felsen von Abhang zu Abhang vorwärts eilen. Man lief gar keine Gefahr dabei, solange die Patagonier ihre Pferde nicht im Stiche ließen, um die Kolonisten zu verfolgen. Aber diese Eventualität war nicht zu befürchten. Der Patagonier kämpft infolge einer eingefleischten Gewohnheit nur zu Pferde, niemals würde er sich zu Fuß in dieses chaotische Terrain wagen, wo hinter jedem Felsblock ein Feind lauern konnte.

Es war neun Uhr morgens – am 12. Dezember – als die ersten Patagonier sich

zeigten. Sie selbst waren um sechs Uhr aufgebrochen und hatten drei Stunden gebraucht, um die fünfundzwanzig Kilometer zurückzulegen. Sie fühlten sich in diesem so weit von ihrer Heimat gelegenen Lande augenscheinlich nicht sicher und folgten nur mißtrauisch dieser Straße, die auf einer Seite vom Meere und auf der anderen durch steil abfallende Felsen begrenzt war. Sie ritten dicht aneinandergedrängt, was den Schützen auf dem Berge das Zielen sehr erleichtern mußte.

Drei Schüsse, die von links her fielen, brachten ihre Reihen in Verwirrung. Die ersten wichen zurück und pflanzten die Unordnung in die folgenden Reihen fort. Nachdem aber keine weiteren Schüsse erfolgten, setzten sie sich wieder in Bewegung. Jeder Schuß hatte getroffen. Ein Mann wand sich am Rande der Straße in Todeszuckungen und zwei Pferde lagen am Boden; eines mit durchschossener Brust, das andere mit gebrochenem Bein.

Fünfhundert Meter weiter hielt die Patagonier eine hohe, aus Baumstämmen aufgetürmte Barrikade auf; während sie diese aus dem Wege schafften, fielen wieder mehrere Schüsse von der Felswand und ein drittes Pferd wälzte sich in seinem Blute.

Zehnmal hatte man, und stets mit Erfolg, diese Taktik befolgt, da erreichte der Vortrab des patagonischen Heeres den Isthmus. An dieser Stelle, wo sich die Straße bedeutend verengte, konnte an eine ernstliche Verteidigung gedacht werden. Vor einer höheren und dichterem Barrikade, als die vorhergehenden waren, fiel ein wahrer Kugelregen auf die Reiter nieder; sie wichen zuerst zurück, gaben dann auch eine Salve auf die Feinde ab und drangen wieder bis zur Barriere vor, die ungefähr Hunderte niederzureißen bemüht waren. Der Kugelregen prasselte aufs neue über den Weg, die Stelle war unhaltbar. Die ersten, die sich zu weit in die gefährliche Zone vorgewagt hatten, lagen tot auf der

Erde; das gab ihren Gefährten zu denken und die Horde hielt zögernd still.

Die Hostelianer konnten sie in ihrer ganzen Länge überblicken; sie bedeckte fast sechshundert Meter der Straße. Einzelne Reiter gallopierten von einem Ende zum anderen, als ob sie Befehle des Anführers weitertrugen.

Jedesmal, wenn einer der Reiter sich der Spitze der Kolonne näherte, wurde ein neuer Versuch gemacht, die Barrikade zu entfernen; und jeder Versuch wurde aufgegeben, sobald ein fallender Mann oder ein totes Pferd einen neuen Beweis für die Gefährlichkeit der Stelle lieferte.

So vergingen die Stunden. Endlich war es den Patagoniern abends gelungen, die Barrikade umzuwerfen, jetzt bildeten die unaufhörlich in ihre Reihen einschlagenden Kugeln das einzige Hindernis. Da faßten sie einen verzweifelten Entschluß. Sie sammelten sich und sausten im Galopp über die gefährliche Stelle hinweg. Drei Männer

und zwölf Pferde blieben auf dem Platze, aber der Trupp war vorübergekommen.

Nach fünf Kilometern hatten die Räuber eine freie Stelle erreicht, wo sie die Nacht zuzubringen gedachten. Die Hostelianer gönnten sich keine Ruhe, sondern zogen sich vorsichtig von ihren Posten zurück, um am nächsten Morgen wieder schußbereit auf einem anderen Verstecke zu stehen. Der Tag war ein guter. Er kostete den Eindringlingen dreißig Pferde und fünf Männer, während von den Kolonisten nur einer leicht verwundet war. Die unberittenen Feinde zählten nicht. Sie waren schlechte Fußgänger, mußten zurückbleiben und waren leicht zu überwältigen.

Der folgende Tag verlief wie sein Vorgänger. Gegen zwei Uhr nachmittags hatten die Patagonier, nach einer Totalleistung von sechzig Kilometern, die Höhe des Engpasses erreicht, den die Straße beim Überschreiten der zentralen Bergkette der Insel berührte. Seit drei

Stunden stiegen sie ohne Unterbrechung empor. Menschen und Tiere waren entkräftet. Ehe sie den Engpaß durchschritten, machten sie halt. Der Kawdjer postierte sich mit seinen Leuten ein Stück weiter vorwärts.

Seine Truppe hatte sich jetzt bedeutend verstärkt und verfügte über sechzig Gewehre. Er stellte die Männer an einer Seite der Straße auf, wo die Felsen am steilsten abfielen. Hinter riesigen Steinblöcken wohl verborgen, brauchten die Hostelianer die feindlichen Geschosse nicht zu fürchten.

Kaum setzten sich die Patagonier in Bewegung, als die verderbenbringenden Kugeln von der Felswand ihre ersten Reihen niedermähten. Sie wichen zurück und gaben auch eine Salve ab, aber ohne allen Erfolg. Das ging während zwei Stunden so fort. Wenn die Patagonier auch tapfer waren – durch Klugheit zeichneten sie sich nicht aus! Erst als viele der ihrigen gefallen waren, erinnerten sie sich an das

Manöver der letzten Nacht. Jetzt schlossen sich ihre Reihen, dann kam Bewegung in die Masse und im sausenden Galopp schossen sie vorüber. Die Erde zitterte, als die vielen hunderte Hufe über sie hindonnerten; natürlich spien die Gewehre der Hostelianer jetzt mehr Tod und Flammen denn je.

Eigentlich war es ein prachtvolles Schauspiel! Nichts hielt die Windeseile dieser wilden Reiter auf. Verlor einer die Steigbügel, so wurde er von den Hintermännern zerstampft; fiel ein Pferd tot hin oder verwundet zu Boden, so stürzten die anderen achtungslos über das Hindernis im wütenden Dahinrasen hinweg.

Aber an das Bewundern dieses Reiterstückchens dachten die Hostelianer nicht. Für sie handelte es sich um Leben und Tod! Sie dachten nur eines: laden, zielen, abdrücken; dann laden, zielen, abdrücken und so fort, ohne eine Sekunde der Unterbrechung. Die Läufe in ihren Händen fühlten sich schon ganz heiß an, sie

schossen aber noch immer. Im Eifer der Schlacht ließen sie alle Vorsicht beiseite, traten hinter ihren natürlichen Schutzwällen hervor und boten sich dem Feind als Zielscheibe dar. Er hätte jetzt leichtes Spiel gehabt, wenn er sich zum Schießen Zeit genommen hätte.

Aber bei ihrem Vorbeirasen konnten die Patagonier nicht daran denken, von einer Waffe Gebrauch zu machen; ihr einziges Streben ging dahin, so schnell als möglich aus dem Bereich der todbringenden Kugeln zu kommen, ungeachtet der vielen Opfer, die dieses Manöver erfordern mußte.

Endlich hatten sie den Engpaß passiert und als die Kugeln nicht mehr um ihre Ohren pfffen, verlangsamten sie den Gang ihrer Pferde und folgten der in Serpentinien abfallenden Straße in gemächlichem Trab. Ringsherum war alles ruhig. Hie und da fiel ein vereinzelter Schuß aus der Höhe, wenn die Straße an Felswänden vorüberführte, verfehlte aber meistens sein Ziel. Die

Patagonier beantworteten den Gruß mit gleicher Münze und ritten weiter.

Durch die Erfahrung belehrt, verfielen sie nicht in den Fehler des letzten Abends, wo sie ihr Lager in einer zu geringen Entfernung vom Kampfplatz aufgeschlagen hatten. Bis spät in die Nacht setzten sie ihren Abstieg fort und schlugen erst das Lager auf, als sie die Ebene erreicht hatten.

Das war ein harter Tag für sie gewesen. Sie hatten fünfundsechzig Kilometer zurückgelegt, fünfunddreißig von der Höhe des Passes an gerechnet. Zu ihrer rechten Hand schlugen die Wogen des Stillen Ozeans auf den sandigen Strand auf, links breitete sich flaches Land aus, hier waren keine Überraschungen mehr zu befürchten. Liberia war noch dreißig Kilometer entfernt, morgen mußte es erreicht werden.

Jetzt war es dem Kaw-djer unmöglich, den Patagoniern nochmals vorzukommen. Erstens eignete sich das Terrain nicht mehr dazu und zweitens trennte ihn eine zu große

Entfernung von den Feinden. Auf seinen Befehl stand man von der unnützen Verfolgung ab und lagerte sich auf die kalte Erde, um unter dem mit Sternen besäeten Himmel einige Stunden der Ruhe zu suchen, die man sich nach der Ermüdung dreier aufeinanderfolgender Nächte wohl verdient hatte.

Der Kaw-djer hatte keine Ursache, mit dem Resultat seiner Taktik unzufrieden zu sein. Am letzten Tage hatten die Feinde fünfzig Pferde und wenigstens fünfzig Mann verloren. Die wilde Horde würde demnach Liberia moralisch niedergedrückt betreten und hundert Kämpfer weniger in ihren Reihen zählen. Auch würde sie nicht mühelos eindringen können, wie sie vielleicht erwartete.

Am nächsten Morgen ließ man die Pferde kommen, sie trafen aber erst gegen Mittag ein. Jetzt verwandelten sich die Schützen wieder in Reiter und traten, zweiunddreißig Köpfe stark, den Heimweg an.

Nichts hinderte sie am raschen Vorwärtseilen, Vorsicht war nicht mehr geboten, man war durch die längs der Straße verborgenen Kolonisten, welche den Feind im Vorbeireiten begrüßt hatten, beruhigt und wußte, daß die Patagonier weitergeritten waren und man keine Gefahr lief, plötzlich mit dem Nachtrabe ihrer Kolonne zusammenzutreffen.

Um drei Uhr erreichte man ihren Lagerplatz. Die Anzeichen waren so deutlich, daß jede Täuschung ausgeschlossen war. Aber sie mußten schon in den ersten Morgenstunden aufgebrochen sein und außerdem sich jetzt aller Wahrscheinlichkeit nach schon in Liberia befinden.

Zwei Stunden später ritt man längs der Umzäunung hin, die das Blockhaus Rivières umgab. Da erblickte man vor sich auf der Straße eine Anzahl Menschen. Es waren ihrer gewiß mehr als hundert. Als die Hostelianer näher kamen, erkannten sie in ihnen jene Patagonier, deren Pferde in den

vorhergegangenen Scharmützeln erschossen worden waren.

Da fielen Flintenschüsse aus der Umzäunung und mindestens zehn Patagonier stürzten zu Boden. Von den Überlebenden gaben einige auf die Palisaden ein paar ungefährliche Schüsse ab, dann entflohen alle. Nun erst bemerkten sie die zweiunddreißig Reiter, die ihnen den Weg versperrten und deren Gewehre mit ihnen zu verhandeln begannen.

Beim Knall dieser Detonationen stürzten zweihundert mit Heugabeln, Beilen und Sensen bewaffnete Männer aus dem Schutz der Umzäunung heraus und sperrten die Straße in der Richtung nach Liberia zu ab. Jetzt waren die Patagonier eingeschlossen: rechts dräuten unübersteigbare Felsen, vor ihnen standen die Bauern, die infolge ihrer großen Anzahl sehr zu fürchten waren, links blitzten Gewehrläufe aus der Palisade und hinter ihnen stand der Kaw-djer mit seinen Leuten. Die Patagonier verloren den Mut und warfen ihre Waffen zu Boden.

Ohne alles Blutvergießen wurden sie gefangengenommen. An Händen und Füßen gebunden brachte man sie in eine Scheune, vor deren Türe Wachen gestellt wurden.

Das war wohl gelungen! Die Eindringlinge hatten nicht nur über hundert Männer verloren, sondern ebensoviele Gewehre, und obwohl diese von minderer Qualität waren, bereicherten sie doch den Waffenschatz der Hostelianer. Jetzt besaßen sie dreihundertundfünfzig Feuerwaffen und sechshundert standen ihnen gegenüber. Die Verteilung war fast eine gleiche.

Die bei Rivière versammelte Garnison konnte dem Kaw-djer über den Weitemarsch der Patagonier Bericht erstatten. Sie hatten am Morgen nur schüchterne Versuche gemacht, durch die Palisaden einzudringen; nach den ersten Schüssen hatten sie den Versuch aufgegeben, ihrerseits ein paar Schüsse abgefeuert und waren, ohne einen ernstlichen Angriff zu unternehmen, davongeritten. Diese Patagonier mochten

vielleicht Krieger sein, aber vom Kriegführen verstanden sie nicht viel. Ihr Ziel war Liberia, darauf gingen sie los, unbekümmert darum, ob sie unbesiegte Feinde hinter sich ließen.

Nachdem man so glücklich gewesen war und Gefangene gemacht hatte, wollte der Kaw-djer nicht fortgehen, ohne sie um ihre Absichten befragt zu haben. Er begab sich daher zu ihnen.

In der Scheune, in die sie geschafft worden waren, herrschte tiefes Schweigen. Sie kauerten an der Mauer, diese hundert Menschen, und erwarteten mit wilder Resignation ihr Schicksal. Sie würden als Sieger die Besiegten zu Sklaven gemacht haben; jetzt waren sie die Besiegten und erwarteten das gleiche Schicksal. Nicht einer von ihnen schien den Eintritt des Kaw-djer zu bemerken.

»Spricht einer von euch spanisch?
erkundigte er sich mit lauter Stimme.

– Ich, sagte einer der Gefangenen, den Kopf erhebend.

– Dein Name?

– Athlinata.

– Was suchst du in diesem Lande?«

Der Indianer blieb ganz bewegungslos und sagte:

»Den Krieg.

– Warum sucht ihr Krieg mit uns? fragte der Kaw-djer. Wir sind nicht eure Feinde.«

Der Patagonier verharrte in Schweigen und so fuhr der Kaw-djer fort:

»Niemals, sind deine Brüder auf diese Insel gekommen. Warum haben sie jetzt diesen weiten Weg gemacht?

– Der Häuptling hat befohlen, sagte der Indianer ruhig, und die Krieger haben gehorcht.

– Aber was ist denn euer Ziel? fragte der Kaw-djer fort.

– Die große Stadt im Süden, antwortete der Gefangene. Dort gibt es viele Reichtümer und die Indianer sind arm.

– Aber diese Reichtümer muß man erst nehmen, erwiderte der Kaw-djer, und die Bewohner der Stadt werden sie verteidigen.«

Der Patagonier lächelte spöttisch.

»Du und deine Brüder sind ja jetzt schon gefangen, fügte der Kaw-djer als Beweis *ad hominem* bei.

Der Indianer ließ sich nicht aus der Fassung bringen.

»Die patagonischen Krieger sind zahlreich; sagte er. Die anderen werden in die Heimat zurückkehren und deine Brüder werden neben ihren Pferden herlaufen!«

Der Kaw-djer zuckte die Achseln.

»Du träumst, mein Lieber, sagte er, nicht einer von euch wird nach Liberia hineinkommen.«

Der Patagonier hatte nur ein ungläubiges Lächeln zur Antwort.

»Du glaubst mir nicht? fragte der Kaw-djer.

– Der weiße Mann hat es uns versprochen, sagte der Indianer voll Überzeugung. Er wird die große Stadt den Patagoniern geben.

– Der weiße Mann? fragte der Kaw-djer erstaunt.

– Lebt denn ein Weißer bei euch?«

Aber alle Fragen waren umsonst. Der Indianer hatte alles gesagt, was er wußte, mehr Einzelheiten waren von ihm nicht zu erfahren.

Der Kaw-djer zog sich nachdenklich zurück. Wer war dieser Weiße, der an seiner Rasse zum Verräter wurde und sich gegen

seine Stammbrüder mit einer Rotte von Wilden verband? Das war ein neuer Grund zur Eile. Obwohl Hartlepool genau die erhaltenen Weisungen befolgt und alles Nötige getan haben würde, war es vielleicht doch gut, der Garnison von Liberia eine Verstärkung zuzuführen.

Gegen acht Uhr abends setzte man sich in Bewegung. Die von dem Kaw-djer befehligte Truppe zählte jetzt einhundertfünfundsechzig Mann, von denen einhundertundzwei die Gewehre der gefangenen Patagonier an sich genommen hatten. Alle Pferde waren bei Rivière zurückgelassen worden; um in Liberia einzudringen und die Linie der Feinde zu durchbrechen, wollte der Kaw-djer selbstredend nicht die von den Patagoniern angewendete, sehr mutige, aber wahnsinnige Taktik ergreifen, die diese beim Durchbrechen der schwierigen Passagen angewandt hatten. Sein Plan ging darauf hinaus, eher mit List als mit Gewalt durchzudringen und die Pferde wären ihm dabei nur ein Hindernis gewesen.

Nach drei Wegstunden erblickte man die Stadt vor sich. Die Nacht war hereingebrochen und die in einem großen Halbkreis verteilten Feuer der Patagonier bezeichneten ihr Lager, das sich rechts bis an den Sumpf erstreckte und links an den Fluß heranreichte. Die Stadt war vollständig eingeschlossen und es war ein Ding der Unmöglichkeit, durch die in je hundert Meter Entfernung postierten Wachen hindurchzuschleichen.

Der Kaw-djer ließ seine Truppe halten. Ehe er weiter vordrang, mußte er alles wohl erwägen.

Aber alle Eindringlinge befanden sich nicht am rechten Flußufer. Einige mußten das Wasser überschritten haben. Während der Kaw-djer noch überlegte, wurde im Nordwesten ein intensiver Lichtschein sichtbar. – Es waren die Häuser von Neudorf, die die Feinde in Brand gesteckt hatten.

VIII. Ein Verräter

Harry Rhodes und Hartlepool, auf deren Schultern während der Abwesenheit des Kaw-djer alle Verantwortung ruhte, hatten keinen Augenblick verloren, um die Stadt in Verteidigungszustand zu setzen, während der Kaw-djer ihren Vormarsch nach Möglichkeit aufhielt.

Zwei tiefe und breite Gräben, hinter denen sich ein Erdwall erhob, der keine Kugeln durchließ, mußten jeder Überrumpelung vorbeugen. Der eine dieser Wälle, der im Süden lag, war zweihundert Schritte lang und ging vom Flusse aus, umfaßte die Stadt im Halbkreis, bis er den Sumpf erreichte, der allein ein unübersteigbares Hindernis bildete. Der andere, im Norden der Stadt, maß kaum fünfhundert Schritte und verband gleichfalls den Fluß mit dem Sumpf; er kreuzte die Straße, die Liberia und Neudorf verband.

So war die Stadt von allen Seiten geschützt. Im Norden und Nordosten durch den Sumpf, in dem ein Pferd bis an den Leib einsinken mußte, im Nord- und Südwesten bis nach Osten durch die aufgeworfenen Gräben und Dämme, im Westen durch den Fluß, der auch ein Hindernis für die Angreifer war.

Neudorf war verlassen worden. Die Bewohner waren mit aller Habe nach Liberia geflohen; sie wußten, daß sie ihre Häuser der sicheren Zerstörung anheimgaben.

Schon am ersten Abend, noch ehe die Arbeiten beendet waren und die Gefahr noch nicht aus nächster Nähe drohte, hatte man scharf Wache gehalten. Fünfzig Mann waren dazu erforderlich. Aus dreißig Meter Entfernung standen sie auf dem Walle und dem Flußufer und hielten fleißig Umschau in der nächsten Umgebung, bereit, die Stadt beim ersten Anzeichen einer Gefahr zu alarmieren. Einhundertfünundsiebzig Männer, welche mit den noch übrigen

Gewehren bewaffnet und im Herzen der Stadt postiert waren, hielten sich bereit, um sofort zur Hand zu sein, wenn das Alarmsignal gegeben würde. Die übrige Bevölkerung schlief während dieser Zeit. Alle Bürger mußten sich in diesen drei Beschäftigungen ablösen.

Die Verteidigung konnte nicht besser organisiert sein. Ganz vorne standen die fünfzig Wachtposten, welche in bestimmten Zwischenräumen von den einhundertfünfundsiebzig Mann der Reserve abgelöst wurden; dann blieben noch die Liberier, welche auch beim ersten Lärm auf ihrem Platze sein würden. Diese letzteren waren allerdings schlecht bewaffnet, außer Hacken, Messern und Stangen besaßen sie nichts, aber diese Waffen wären in einem Kampfe, wenn es zum Handgemenge kommen sollte, durchaus nicht zu verachten.

Niemand konnte sich von der allgemeinen Wachtpflicht ausschließen. Patterson mußte auch seinen Dienst tun, so gut wie jeder

andere. Wie er auch darüber denken mochte, er hatte sich willig gefügt und überhaupt waren seine innersten Gedanken so verwirrter Natur, daß er selbst nicht imstande gewesen wäre, zu sagen, ob er befriedigt oder geärgert war.

Während ihm die Wache oblag, stellte er Betrachtungen darüber an; zum ersten Male in seinem Leben analysierte er seine Gedanken.

Die feindseligen Gefühle, die er gegen seine Mitbürger, gegen die Stadt Liberia, gegen die ganze Insel Hoste gefaßt hatte, waren immer noch lebendig in seinem Herzen und es erschien ihm doppelt hart, jetzt gezwungen zu sein, etwas zur Rettung der Stadt beitragen zu müssen. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, waren ihm die Nachtstunden unerträglich.

Aber der Haß fiel erst in dritter Linie bei Patterson ins Gewicht. Der ehrliche Haß wie die wahre Liebe suchen sich offene, weite Herzen, aber in der engen Seele eines

Geizhalses finden solche groß angelegte Leidenschaften keine Wohnstätte.

Erst kam bei ihm die Habgier an die Reihe, in zweiter Linie aber die Furcht.

Nachdem sein Schicksal mit dem seiner Mitbürger zusammenhing, riet ihm die Furcht, seinen Haß zu vergessen. Wenn es ihm auch angenehm gewesen wäre, eine Stadt, die er verabscheute, in Flammen aufgehen zu sehen, so war doch dabei die Bedingung zu stellen, daß er sich vorher retten konnte. – Aber es gab keine Möglichkeit, sie zu verlassen. Im Inneren der Insel streiften die wilden Horden der Patagonier, deren Grausamkeit zur Genüge bekannt war und die bald vor Liberia erscheinen mußten. Indem Patterson die Stadt verteidigen half, verteidigte er sich schließlich nur selbst!

Also zog er vor, die Wache zu beziehen, obwohl sie für ihn eine Quelle der unangenehmsten Empfindungen war. Er fand durchaus kein Vergnügen daran, allein

zu bleiben, in der ersten Reihe, manchmal auch während der Nacht, und Gefahr zu laufen, vom Feinde überrascht zu werden. Die Furcht machte aus ihm sogar eine ausgezeichnete Schildwache. Mit welcher Anstrengung er seine Blicke in die Finsternis bohrte! Mit welcher Gewissenhaftigkeit er die Schatten der Nacht durchforschte, das Gewehr schußbereit zur Hand, um beim geringsten verdächtigen Geräusch den Alarmschuß zu geben.

Die ersten vier Tage verliefen ohne Zwischenfall, nicht so war es am fünften. Gegen Mittag hatte man die Patagonier sich nähern sehen und gleich darauf schlugen sie im Süden der Stadt ihr Lager auf. Jetzt wurde das Spiel bitterer Ernst. Der Feind war in bedrohlicher Nähe da.

An diesem Abend hatte Patterson seine Wache am nördlichen Wall anzutreten, zwischen dem Fluß und der Straße nach Neudorf. Da sah er plötzlich ein helles Licht in der Richtung des Hafens

aufblitzen. Jetzt war keine Illusion mehr möglich, die Patagonier begannen den Tanz. Vielleicht kam es gleich zum Angriff und wahrscheinlich gerade vor ihm, nachdem ihm sein Unstern den Posten an der Straße zugewiesen hatte.

Wie groß war sein Schrecken, als wenige Minuten nachher auf eben dieser Straße lauter Lärm losbrach. Eine nicht unbedeutende Truppe kam herbeigelaufen und näherte sich rasch. Nun wußte Patterson genau, daß quer durch die Straße ein Graben gelegt war, den eine Abzweigung des Flusses mit Wasser gefüllt hatte. Diese Verteidigungsmittel schienen ihm sehr beruhigend am lichten Tage, jetzt, in finsterer Nacht aber sehr ungenügend! Er sah schon den Graben übersetzt, den Wall erklommen, die Stadt eingenommen ...

Aber die mutmaßlichen Eindringlinge waren am Rande des Grabens stehen geblieben. Patterson, obwohl er die einzelnen Worte nicht hören konnte, verstand, daß man sich beriet. Dann kam es

zu einem Tumult. Man schleppte Bretter, Bohlen, Stangen herbei, um einen Notsteg zu schaffen. Wenige Augenblicke später sah Patterson von weitem die Ankömmlinge vorbeidefilieren. Sie waren wirklich in großer Menge gekommen und ihre Gewehre blitzten in den fahlen Strahlen des Mondes, der eben sein letztes Viertel begonnen hatte. An ihrer Spitze schritt ein Mann von großer Gestalt, um den sich alles drängte, dessen Name von Mund zu Mund lief: es war der Kaw-djer.

Patterson war gleichzeitig sehr erfreut und zornig erregt. Er war zornig, weil der Kaw-djer gekommen war, den er über alles haßte. Er empfand Freude, weil ihn diese eingetroffenen Verstärkungen beruhigten.

Der Kaw-djer war von Neudorf herübergekommen. Als er bei der Ankunft den Feuerschein in dem Vororte erblickte und wußte, daß dieser ein Raub der Flammen sei, hatte er rasch einen Plan erdacht. Er hatte, wie die Patagonier, den Fluß drei Kilometer stromaufwärts mit

seiner kleinen Armee übersetzt und sich,
durch die helleuchtende Flamme geführt,
durch die Felder nach Neudorf geschlichen.

Aus der Anzahl der Lagerfeuer im Süden
schloß er, daß der große Teil der Patagonier
sich dort befinden mußte. Deshalb konnte
man in der Nähe des Vorortes höchstens
kleinen Abteilungen begegnen, die leicht zu
überwältigen waren. Auf diese Weise wollte
er Liberia von der Straße aus erreichen.

Er hatte alles so ausgeführt. Die
Brandstifter wurden im Hafen überrumpelt;
sie waren sehr enttäuscht, dort nichts
anzutreffen, was die Mühe des Plünderns
gelohnt hätte, und in ihrer Wut, die sie taub
und blind machte, zerstörten sie alles.
Nachdem sie, ohne den leisesten
Widerstand zu finden, bis zu diesen
Häusern vordringen konnten, hatten sie alle
Vorsicht für überflüssig gehalten und nicht
einmal Wachen aufgestellt.

Wie ein Ungewitter fiel der Kaw-djer über
sie her. Einige Schüsse wurden gewechselt,

dann ergriffen die überraschten Patagonier die Flucht, nicht ohne den Siegern fünfzehn neue Gewehre und fünf Gefangene zurückzulassen. Man verfolgte sie nicht. Die Schüsse konnten am anderen Ufer vernommen worden sein und es stand vielleicht ein Angriff zu erwarten. Deshalb beeilten sich die Hostelianer, Liberia zu erreichen. Der Kampf hatte nur zehn Minuten gedauert.

Die unverhoffte Rückkehr des Kaw-djer war nicht die einzige Aufregung, die das Schicksal zu Pattersons Prüfung auserdacht hatte. Drei Tage später stand ihm eine größere bevor, deren Folgen viel ernsterer Natur waren.

Der Wachtdienst rief ihn diesmal von sechs Uhr abends bis zwei Uhr morgens an das Flußufer, zirka hundert Meter von der Stelle entfernt, wo der nördliche Wall es berührte. Zwischen ihm und dem Wall waren noch drei andere Schildwachen postiert. Der Platz war nicht schlecht. Man wurde selbst von allen Seiten bewacht.

Als Patterson seinen Posten erreichte, war es noch hell und die Situation schien ihm wenig besorgniserregend. Aber nach und nach sanken die Schatten der Nacht hernieder und mit ihnen ergriff ihn die Angst. Wieder lauschte er auf den geringsten Lärm, hielt fortgesetzt nach allen Richtungen Umschau, um sich ja keine verdächtige Bewegung entgehen zu lassen.

Er blickte weit in die Ferne, während die Gefahr in nächster Nähe auf ihn lauerte. Wie erschrak er, als er sich plötzlich mit halblauter Stimme anrufen hörte.

»Patterson!« murmelte jemand, der nur zwei Schritte von ihm entfernt sein konnte.

Er erstickte einen Schrei, der sich ihm auf die Lippen drängen wollte; im selben Augenblick sagte jemand in befehlendem Tone:

»Ruhe!«

Die erste Stimme flüsterte wieder:

»Erkennst du mich?«

Und als Patterson, unfähig ein Wort hervorzubringen, schwieg:

»Sirdey,« sagte man in der Finsternis.

Patterson atmete auf; der ihn ansprach, war ein Kamerad, allerdings der letzte, den er hier erwartet hätte.

»Sirdey? sagte er fragend und horchte auf.

– Ha ... Sei vorsichtig ... Sprich leise ... Bist du allein? ... Ist niemand in deiner Nähe?«

Patterson schien die Finsternis um sich durchbohren zu wollen.

»Niemand,« sagte er.

– Rege dich nicht! befahl Sirdey. Bleibe ruhig stehen ... daß man dich sehen kann ... Ich komme näher zu dir, aber wende dich nicht nach meiner Seite!«

Das Gras am Ufer des Flusses knisterte leise.

»Hier bin ich,« sagte Sirdey und blieb ausgestreckt am Boden liegen.

Trotz der erhaltenen Weisung warf Patterson einen Blick auf seinen unerwarteten Besucher und bemerkte, daß dieser ganz durchnäßt war.

»Woher kommst du, fragte er und nahm seine frühere Stellung, wieder ein.

– Aus dem Fluß ... ich bin bei den Patagoniern.

– Mit den Patagoniern? ... sagte Patterson mit dumpfer Stimme.

– Ja ... Vor achtzehn Monaten habe ich die Insel Hoste verlassen, Indianer haben mich über den Beagle-Kanal gesetzt. Ich wollte nach Punta-Arenas und von da nach Argentina und weiter gehen. Aber die

Patagonier haben mich unterwegs aufgefangen.

– Was haben sie dir getan?

– Zum Sklaven haben sie mich gemacht.

– Zum Sklaven! ... wiederholte Patterson. Aber jetzt bist du ja frei, wie mir scheint!

– Sieh her!« antwortete Sirdey.

Patterson gehorchte der Einladung und glaubte eine Schnur zu unterscheiden, die an Sirdeys Gürtel befestigt schien. Aber als dieser die Schnur schüttelte, rasselte sie wie eine Eisenkette.

»Du siehst, wie frei ich bin! ... nahm der einstige Koch wieder das Wort. Außerdem sind zwei Patagonier zehn Schritte weit von mir im Wasser versteckt und beobachten mich. Selbst wenn ich diese Kette zerreißen könnte, deren anderes Ende sie in Händen haben, würden sie mich bald eingefangen

haben, ehe ich wenige Schritte machen könnte.«

Patterson begann so heftig zu zittern, daß Sirdey es bemerkte.

»Was hast du denn? fragte er.

– Patagonier! stammelte Patterson seiner selbst kaum mächtig.

– Fürchte dich nicht, beruhigte ihn Sirdey. Sie tun dir nichts. Sie brauchen uns ja. Ich habe ihnen gesagt, daß ich auf dich zählen kann, deshalb haben sie mich als Dolmetsch hergeschickt.

– Was wollen sie denn?« ... – kam es stockend von Pattersons Lippen.

Es herrschte einen Augenblick Stillschweigen, ehe Sirdey antwortete:

»Sie wollen, daß du sie in die Stadt hineinläßt.

– Ich!! ... sträubte sich Patterson.

– Ja du!! ... Du mußt! ... Höre mich an! ...
Es handelt sich bei mir um Leben und Tod.
Wie ich in ihre Hände gefallen bin, haben
sie mich zum Sklaven gemacht, wie ich dir
sagte. Sie haben mich auf hundertfache
Weise gequält. Eines Tages haben sie durch
einige unvorsichtige Worte erfahren, daß
ich von Liberia komme. Da ist ihnen
eingefallen, sich meiner als Werkzeug zu
bedienen, um die Stadt zu plündern, von
deren Schätzen sie schon gehört hatten. Sie
haben mir die Freiheit angeboten, wenn ich
ihnen dazu ver helfe ... Du verstehst, ich ...

– Schweig'!« ... unterbrach ihn Patterson.

Eine der zunächststehenden Schildwachen
wollte die steifen Glieder etwas in
Bewegung bringen und näherte sich den
beiden, blieb aber fünfzehn Meter von den
Sprechenden stehen, es war die Grenze
ihres Wachtbezirkes.

»Es ist recht frisch heute Nacht, sagte der
Hostelianer, ehe er an seinen Platz
zurückkehrte.

– Ja, brachte Patterson mit erstickter Stimme hervor.

– Gute Nacht, Kamerad!

– Gute Nacht!«

Die Schildwache kehrte Patterson den Rücken, entfernte sich und war bald im Dunkel verschwunden.

Sogleich fuhr Sirdey fort:

»Du begreifst, daß ich alles versprochen habe! ... Darauf haben sie diesen Raubzug inszeniert und mich mitgeschleppt: Tag und Nacht haben sie mich nicht eine Sekunde aus den Augen gelassen. Jetzt verlangen sie, daß ich mein Versprechen halte! Sie sind wütend, weil sie soviel Widerstand gefunden haben und man über hundert Gefangene gemacht hat ... Diesen Abend habe ich ihnen gesagt, daß ich mich mit einem Kameraden in Verbindung setzen wollte, der mir keinen Dienst verweigert ... Ich hatte dich von weitem erkannt ... Wenn

sie entdecken, daß sie von mir getäuscht worden sind, ist mein Schicksal besiegelt!«

Während Sirdey erzählte, überlegte Patterson. Es hätte ihn gefreut, diese Stadt zerstört und alle Bewohner, besonders aber den Gouverneur, vertrieben oder massakriert zu sehen. Aber es war sehr gefährlich für ihn! Patterson schwankte kurze Zeit, dann hatte er sich entschieden.

»Was soll ich dabei tun? fragte er kalt.

– Uns helfen, hineinzukommen, antwortete Sirdey.

– Ihr braucht meine Hilfe ja gar nicht; der beste Beweis bist du; du bist ja auch allein hereingekommen, entgegnete Patterson.

– *Ein* Mann kann leicht ungesehen hineinkommen, sagte Sirdey. Bei fünfhundert Leuten ist das aber schwieriger!

– Fünfhundert! ...

– Ja, natürlich! ... Glaubst du vielleicht, daß ich einen Spaziergang in der Stadt machen will und dazu deine Hilfe brauche? Für mich ist die Luft in Liberia ebenso ungesund wie die Gesellschaft der Patagonier ... Was ist denn übrigens ...

– Schweig'!« ... befahl ihm plötzlich Patterson rauh.

Das Geräusch von Schritten näherte sich, bald darauf wurden drei Männer sichtbar. Der eine rief Patterson an und ließ für einen Augenblick den Schein einer Laterne, die er unter dem Mantel verborgen hielt, auf das Gesicht der Schildwache fallen.

»Nichts Neues? fragte der eine Ankömmling, niemand anderer als Hartlepool.

– Nichts.

– Alles ruhig?

– Ja.«

Hartlepool setzte seinen nächtlichen Rundgang fort.

»Was sagtest du zuletzt? fragte Patterson, als er sich außer Hörweite entfernt hatte.

– Ich wollte sagen: was ist denn übrigens aus den anderen geworden?

– Aus welchen anderen?

– Dorick?

– Tot.

– Fred Moore?

– Tot.

– William Moore?

– Tot.

– Alle Teufel! ... Und Kennedy?

– Ist gesund wie du und ich.

- Nicht möglich! ... Also hat er seinen Kopf aus der Schlinge ziehen können?
- Wahrscheinlich.
- Ist kein Verdacht auf ihn gefallen?
- Ich glaube nicht; er ist immer frei herumgegangen.
- Wo ist er jetzt?
- Er hat irgendwo die Wache. Ich weiß nicht wo ...
- Könntest du das nicht erfahren?
- Unmöglich. Ich darf meinen Posten nicht verlassen. Was willst du denn von Kennedy?
- Mich an ihn wenden, nachdem dir mein Vorschlag nicht zu gefallen scheint.
- Du glaubst, daß ich dir beistehen würde? protestierte Patterson. Du glaubst, daß ich

den Patagoniern behilflich sein werde, uns alle zu ermorden?

– Das tun sie ja nicht! behauptete Sirdey. Die Kameraden haben nichts zu befürchten. Ganz im Gegenteil, sie bekommen einen Anteil an der Beute. Das ist schon ausgemacht!

– Hm!« machte Patterson, der nicht sehr überzeugt schien. Aber er war schwankend geworden. Sich an den Hostelianern rächen und auf ihre Kosten bereichern zu können, das war sehr verführerisch ... Aber wer kann den Versprechungen dieser Wilden trauen! ... Wieder behielt die Klugheit die Oberhand.

»Das ist alles Wortgeklingel! sagte er mit Bestimmtheit. Weder Kennedy noch ich könnten fünfhundert Männer unbemerkt hereinlassen, selbst wenn wir es wollten.

– Es ist ja nicht notwendig, daß alle auf einmal hereinkommen, sagte Sirdey. Fünfzig oder auch nur dreißig wären

genügend. Wenn diese die Wache übernehmen, könnten die anderen leicht Nachkommen.

– Fünfzig, dreißig, zwanzig, zehn – alles ist zu viel!

– Ist das dein letztes Wort?

– Mein letztes.

– Also – nein?

– Nein.

– Also lassen wir es, schloß Sirdey und begann nach dem Flusse hin zu kriechen. Aber plötzlich hielt er inne und blickte zu Patterson auf.

– Die Patagonier zahlen gut, sagte er.

– Wieviel?«

Das Wort kam ganz allein von Pattersons Lippen, ohne dessen Zutun. Sirdey näherte sich wieder.

»Tausend Piaster,« sagte er.

Tausend Piaster! ... Fünftausend Franken! ...
Die Höhe der Summe hätte den Patterson
von einstmals nicht geblendet. Aber der
Fluß hatte ihm alles genommen; er besaß
gar nichts mehr. Kaum war es ihm
gelingen, nach einem Jahre
angestrengtester Arbeit, fünfundzwanzig
Piaster zu ersparen. Und diese elenden
fünfundzwanzig Piaster machten jetzt sein
ganzes Vermögen aus. Jetzt würde es schon
schneller damit vorwärtsgehen;
Gelegenheiten, es zu vermehren, würden
sich schon bieten. Am schwersten ist immer
die Basis zu erreichen! Aber tausend
Piaster! ... Jetzt konnte er mit einem Male
das Vierzigfache eines
achtzehnmonatlichen Arbeitslohnes
verdienen! – Und dann war vielleicht noch
mehr herauszuschlagen, denn das logische
Verfahren bei jedem Handel ist doch – das
Handeln!

»Das ist mir zu wenig, sagte er mit
wegwerfender Miene. Für eine Sache,

wobei man seine Haut riskiert, wären zweitausend nicht zu viel ...

– Nun dann – gute Nacht, sagte Sirdey und wandte sich zum Rückzug.

– Oder wenigstens fünfzehnhundert,« meinte Patterson, der sich durch Sirdeys Gebaren nicht einschüchtern ließ.

Jetzt war er im rechten Fahrwasser: er konnte handeln. Auf diesem Gebiet war er zu Hause. Ob das Kaufobjekt eine Ware oder sein Gewissen war, es handelte sich immer um einen Ein- und Verkauf. Aber das Kauf- und Verkaufsverfahren ist an bestimmte Regeln gebunden und die kannte er genau. Es ist nun schon einmal Brauch, daß der Verkäufer zu viel verlangt und der Käufer zu wenig bietet. Durch das Handeln wird das Gleichgewicht hergestellt. Wer handelt, kann immer nur gewinnen, verliert aber nie etwas. Nachdem die Zeit drängte, hatte Patterson ausnahmsweise seine Forderungen erst verdoppelt, um sie

unmittelbar darauf auf fünfzehnhundert herabsinken zu lassen.

»Nein, sagte Sirdey mit Bestimmtheit.

– Wenn es doch wenigstens vierzehnhundert wären! seufzte Patterson. Dann ginge es vielleicht! ... Aber tausend Piaster! ...

– Tausend Piaster und nicht einen mehr!« sagte Sirdey und wollte wieder fortkriechen.

Patterson setzte alles auf eine Karte.

»Dann ist es unmöglich!« sagte er sehr ruhig.

Jetzt wurde Sirdey unruhig ... Alles war so gut eingefädelt! ... Sollte es wegen ein paar hundert Piastern nicht zum Klappen kommen? ... Er näherte sich wieder.

– Nehmen wir die goldene Mittelstraße: zwölfhundert,« schlug er vor.

Patterson beeilte sich, anzunehmen.

– Nur um dir einen Gefallen zu erweisen, sagte er; also für zwölfhundert Piaster!

– Abgemacht? ... fragte Sirdey.

– Abgemacht!« ... wiederholte Patterson.

Aber es blieben noch die Einzelheiten zu besprechen.

»Wer wird mir das Geld einhändigen?
erkundigte sich Patterson. Sind denn die Patagonier so reich, um mir nichts, dir nichts zwölfhundert Piaster herzuschenken?

– Ganz im Gegenteil, sie sind sehr arm! sagte Sirdey. Aber es sind ihrer viele und sie werden all ihr bißchen Habe zusammenlegen, um die Summe aufzutreiben. Wenn sie es tun, geschieht es so nur mit der Aussicht auf tausendmal reichere Beute in Liberia!

– Das ist ja möglich, geht mich auch nichts an, sagte Patterson. Mich interessiert nur,

zu wissen, wie und wo ich das Geld bekomme. Vorher oder nachher?

– Die eine Hälfte vor, die andere Hälfte nach der Tat!

– Nein, erklärte Patterson. Jetzt höre meine Bedingungen! Morgen abends will ich achthundert Piaster haben ...

– Wo? ... fragte Sirdey.

– Dort, wo ich Wache halte; suche mich auf! ... Was den Rest der Summe betrifft, so werde ich ihn am Tage der Ausführung erhalten. Zehn Patagonier werden hineingelassen und einer von ihnen hat mir das Geld zu geben. Zahlt man mir nicht alles richtig aus, dann alarmiere ich das Lager. Ist die Zahlung in Ordnung, so schweige ich.

– Angenommen, sagte Sirdey. Wann soll das sein?

– Die fünfte Nacht nach dieser, bei Neumond.

– Wo?

– Bei mir ... In meiner Umzäunung!

– Ja, aber ... ich habe dein Haus gar nicht gesehen! sagte Sirdey.

– Das Hochwasser hat es vor einem Jahre mit fortgerissen; das macht aber nichts; wir brauchen das Haus nicht. Die Palisade genügt.

– Die ist ja ganz zusammengebrochen!

– Ich werde sie ausbessern.

– Gut, meinte Sirdey. Also morgen!

– Ja, morgen!« antwortete Patterson.

Er hörte wieder das schwache Knistern des Grases, dann ließ ihn ein leises Plätschern erraten, daß Sirdey sich vorsichtig in den

Fluß hatte gleiten lassen, dann störte nichts mehr die Ruhe der Nacht.

Am nächsten Morgen sah man mit Erstaunen, daß Patterson sich mit dem Ausbessern des Zaunes beschäftigte, der einst seine Gemüsebeete und sein Haus umschloß und nun halb zusammengebrochen war.

Die Zeit war merkwürdig gewählt, um diese Arbeiten vorzunehmen. Aber das Land war sein Eigentum, er hatte die betreffenden Papiere in der Tasche, die es schwarz auf weiß bewiesen. Nach der Überschwemmung waren ihm über besonderes Verlangen Duplikate der Dokumente ausgestellt worden. Er hatte das Recht, damit zu tun, wie ihm beliebte.

Den ganzen Tag widmete er dieser Arbeit. Er richtete die Pfähle auf, befestigte sie durch starke Querbalken, verstopfte die Spalten und kümmerte sich nicht um die Bemerkungen der anderen.

Am Abend wollte der Zufall, daß er die Wache auf dem Südwall angesichts der Berge übernehmen mußte; er begab sich ohne Widerrede auf seinen Posten und wartete die Ereignisse ab.

Er hatte diesmal seinen Dienst früher antreten müssen als gestern, es war noch ganz licht, aber das Ende seiner Wache fiel schon in die finstere Nacht und Sirdey konnte sich leicht nähern, außer ...

Außer daß der Vorschlag des ehemaligen Kochs nicht ernst zu nehmen war. Vielleicht hatte man ihm eine Falle gestellt ... und er war dumm genug gewesen, hineinzufallen? ... Der Irländer konnte sich bald über diesen Punkt beruhigen, denn Sirdey war vor ihm aufgetaucht, zwischen den Grasbüscheln war er für jedermann unsichtbar, nur ein Eingeweihter konnte ihn sehen.

Langsam wurde es finster. Der Mond stand im letzten Viertel und zeigte erst beim Morgendämmern seine schmale Sichel über dem Horizont. Als es ganz dunkel war,

kroch Sirdey zu seinem Verbündeten und war bald darauf verschwunden, ohne bemerkt worden zu sein.

Alles war regelrecht verlaufen. Die beiden Parteien verstanden sich.

»Die vierte Nacht nach dieser, hauchte Patterson.

– Einverstanden! flüsterte Sirdey.

– Und daß die Piaster nicht vergessen werden ... Sonst ist alles umsonst! ...

– Sei ganz ruhig!«

Nach diesem kurzen Dialog zog sich Sirdey zurück. Aber ehe er ging, hatte er zu Füßen des Verräters einen Sack niedergestellt, der, als er den Boden berührte, einen leisen, metallischen Klang von sich gab. Das war der Judaslohn!

IX. Das hostelische Vaterland

Am nächsten Morgen arbeitete Patterson wieder an der Ausbesserung der Palisaden, natürlich ahnte er die Natur der Bemerkungen, die seine außergewöhnliche Beschäftigung wachrufen mußte. Und er mußte namentlich jetzt, wo er schon teilweise bezahlt war, jeden Schatten eines Argwohns abzulenken suchen. Er nahm daher die erste Gelegenheit wahr, um für sein Tun eine entschuldigende Erklärung abzugeben.

Er führte selbst diese Gelegenheit herbei, indem er Hartlepool aufsuchte und ihm ganz unverfroren seinen Wunsch ausdrückte, die Wache von nun an nur mehr in seiner Umzäunung halten zu dürfen. Nachdem sein Besitz am Fluß lag, war es logisch, daß nicht ein anderer hier wachen mußte, während er an eine entfernte Stelle entsandt wurde.

Hartlepool, dem Patterson nicht sehr sympathisch war, konnte ihm in keiner Weise einen Vorwurf machen. In mancher Hinsicht verdiente der Irländer sogar alle Achtung. Er war ein friedliebender Mann und unermüdlicher Arbeiter und es lag gar kein Grund vor, ihm dieses Ansuchen abzuschlagen.

Trotzdem bemerkte Hartlepool: »Sie haben einen eigentümlichen Zeitpunkt gewählt, Ihren Zaun wieder instandzusetzen!«

Patterson erklärte ihm sehr ruhig, daß er keinen günstigeren Moment finden konnte. Die öffentlichen Arbeiten stockten und er benützte die Zeit, sich mit seiner persönlichen Angelegenheit zu beschäftigen und brauchte nicht müßig herumzustehen. Diese Erklärung war sehr glaubwürdig und den fleißigen Gewohnheiten des Irländers angemessen. Hartlepool war befriedigt. »Das andere ist erledigt,« sagte er.

Er legte dieser Bestimmung so wenig Gewicht bei, daß er es gar nicht der Mühe

wert hielt, dem Kaw-djer davon Bericht zu erstatten.

Zum Glück für die Zukunft des hostelischen Staates rief zur selben Stunde ein anderer den Verdacht des Gouverneurs wach.

Als Patterson am Vorabend seinen Posten bezog, war er dort nicht allein, wie er glaubte; etwa zwanzig Meter von ihm entfernt lag Dick im Grase. Er war nicht gekommen, den Irländer zu überwachen; der bloße Zufall hatte ihn hergeführt. Dick kümmerte sich gar nicht um Patterson. Als er wenige Schritte von ihm entfernt dastand, warf der Knabe nur einen zerstreuten Blick auf ihn und gab sich dann gleich einer interessanteren Beschäftigung hin: er beobachtete – freiwillig, denn seine Jugend schloß ihn vom Wachtdienst aus – die Bewegungen der Patagonier, dieser gefürchteten Wilden, welche in seiner kindlichen Einbildungskraft einen gewaltigen Eindruck hervorriefen. Wenn der Irländer nicht so eifrig nach Sirdey

Umschau gehalten hätte, müßte er das Kind bemerkt haben, denn Dick gab sich keine Mühe, sich zu verbergen und das Strauchwerk verbarg ihn nur ungenügend.

Dick hatte, wie schon gesagt, Patterson gesehen und erkannt, schenkte ihm aber nicht mehr und nicht weniger Aufmerksamkeit als jeder anderen hostelischen Schildwache. Bald vergaß er ganz auf seine Gegenwart, denn er hatte soeben eine außergewöhnliche Entdeckung gemacht, die seine ganze Aufmerksamkeit fesselte.

Was hatte er denn bei den Patagoniern erspäht? Hinter einem der zahlreichen, mit dichtem Gebüsch bewachsenen Berghänge war ein Mann versteckt! ... Ein Mann? Er sah nur ein Gesicht. Nicht einmal das ganze Gesicht, nur eine Stirne und zwei Augen, die nach Liberia herüberblickten. Gehörten diese Augen einem der Indianer an, deren lebhaftige Gruppen man im Lager deutlich unterschied? Ohne Zögern beantwortete Dick diese Frage mit einem bestimmten

Nein. Er war nicht nur gewiß, daß Augen und Stirne einem Weißen gehörten, er schrieb auch einen Namen auf diese Gesichtsteile, den richtigen Namen; er lautete: Sirdey.

Beim Himmel! Den kannte er gut, hätte ihn unter Tausenden herausgefunden, diesen elenden Sirdey, welcher mit den anderen in der Grotte war an dem schrecklichen Tage, der Sand beinahe das Leben gekostet hätte! Was hatte dieser Schurke hier zu suchen? Unwillkürlich drückte sich Dick jetzt tiefer zwischen die Grasbüschel hinein; er gab sich keine Rechenschaft über das »Warum?« ab, aber er wollte jetzt nicht gesehen werden.

Die Stunden verstrichen; die lange Dämmerung dieser hohen Breiten verwandelte sich nach und nach in die dunkle Nacht. Dick rührte sich nicht in seinem Versteck und hielt Augen und Ohren offen. Aber die Zeit verging, ohne daß er einen Lichtschein bemerkte oder das geringste Geräusch wahrnahm. Aber

plötzlich schien es ihm, als ob ein Schatten am Boden sich bewegte und Patterson näherte, er glaubte das leise Rascheln der Halme, vorsichtiges Stimmengeflüster und ein helles metallisches Klingen zu vernehmen, wie es sich berührende Geldstücke hervorbringen ... Aber das alles war mehr eine Ahnung, ein Gefühl, eine vage und undeutliche Empfindung.

Als Patterson abgelöst wurde, entfernte er sich. Dick behielt seinen Posten bei und wachte und lauschte bis zum Morgengrauen. Unnötige Vorsicht und nutzlose Ausdauer! Die Nacht verlief ohne alle Störung; es hatte sich gar nichts Außergewöhnliches ereignet.

Sogleich suchte Dick den Kaw-djer auf. Aber er wußte nicht genau, ob es ihm erlaubt worden wäre, die Nacht unter freiem Sternenhimmel zuzubringen. Darum hielt er es für klug, erst das Terrain zu sondieren.

»Gouverneur! verkündigte er zunächst, ich habe Ihnen etwas zu berichten« ...

Dann nach einer weise angebrachten Pause fügte er hinzu:

»Aber Sie dürfen mir nicht böse sein!

– Das kann ich dir nicht ohne weiteres versprechen, sagte der Kaw-djer lächelnd. Gewiß werde ich schelten, wenn du etwas Böses getan hast!«

Dick antwortete durch eine Frage:

»Ist es schlecht, Gouverneur, eine Nacht auf dem südlichen Wall zuzubringen?

– Je nach Umständen, antwortete der Kaw-djer. Es kommt ganz darauf an, was du auf dem südlichen Wall gemacht hast!

– Ich habe nach den Patagoniern ausgeschaute, Gouverneur!

– Die ganze Nacht?

- Die ganze Nacht, Gouverneur!
- Warum denn?
- Um sie zu überwachen, Gouverneur!
- Was hast denn du die Patagonier zu überwachen? Dazu sind die ausgestellten Posten da!
- Weil ich jemanden, den ich kenne, bei ihnen gesehen habe, Gouverneur!
- Jemand, den du kennst, ist bei den Patagoniern? rief der Kaw-djer aufs höchste erstaunt.
- Ja, Gouverneur!
- Wer denn?
- Sirdey, Gouverneur!«

Sirdey! ... Sogleich fiel dem Kaw-djer ein, was ihm Athlinata gesagt hatte. Also war Sirdey jener »weiße Mann«, in dessen

Versprechungen der Indianer so viel
Vertrauen setzte.

»Ist das sicher? fragte er lebhaft.

– Ganz sicher, Gouverneur! behauptete
Dick. Von dem anderen bin ich nicht ganz
sicher ... aber ich glaube doch, daß ich recht
habe, Gouverneur!

– Von dem anderen? Was gibt es denn
noch?

– Wie es schon ganz finster war, kam es mir
vor, als ob sich jemand dem Walle näherte
...

– Sirdey?

– Das weiß ich nicht, Gouverneur ...
Jemand ... Dann schien es mir, als ob man
leise sprach und etwas sich bewegte ...
Dann klang es fast wie Dollarstücke ... aber
ich weiß es nicht genau ...

– Wer hatte an jener Stelle die Wache?

– Patterson, Gouverneur!«

Der Name hatte für den Kaw-djer einen schlechten Klang; das eben Gehörte machte ihn sehr nachdenklich. Stand das, was Dick gesehen und gehört hatte, zu sehen und zu hören glaubte, in irgendeinem Zusammenhang mit Pattersons Arbeit? Konnte das die Untätigkeit der Feinde erklären, eine Untätigkeit, für die die Belagerten keine Erklärung zu finden wußten? Zählten die Patagonier auf andere Hilfe als die eigene Kraft, um in Liberia einzudringen, und hatten sie irgendeinen finsternen Plan ersonnen?

Das waren alles Fragen, die ohne Antwort blieben. Die Mitteilungen waren jedenfalls zu ungenau, daß man nach ihnen einen bestimmten Entschluß fassen konnte. Man mußte ruhig zuwarten und Patterson im Auge behalten, dessen Verhalten – vielleicht ungerechtfertigterweise – verdächtig schien und zu Argwohn Anlaß gab.

»Nein, ich bin nicht böse, sagte der Kaw-djer, als Dick, sein Urteil erwartend, zu ihm aufblickte. Du hast recht gehandelt, mein Junge. Aber du mußt mir versprechen, niemandem etwas von dem zu erzählen, was du mir anvertraut hast!«

Dick hob feierlich die Hand auf.

»Ich schwöre, Gouverneur!«

Der Kaw-djer lächelte.

»Gut! sagte er, jetzt geh' schlafen, du mußt die verlorene Nachtruhe einholen. Und vergiß nicht! Niemandem darfst du etwas sagen, verstehst du? Weder Herrn Rhodes noch Hartlepool ... gar niemandem!

– Ich habe doch geschworen, Gouverneur,« sagte Dick mit wichtiger Miene.

Der Kaw-djer wollte trachten, Näheres zu erfahren, ohne zu verraten, was er wußte; er machte sich also auf die Suche nach Hartlepool.

»Nichts Neues vorgefallen? sprach er ihn an.

– Nichts, Herr, antwortete Hartlepool.

– Werden die Wachtposten regelmäßig abgelöst? ... Das ist ein wichtiger Punkt, Sie wissen es! ... Sie müssen sich täglich selbst überzeugen, ob alles in Ordnung ist und jeder seine Pflicht erfüllt!

– Ich tue es auch, Herr, antwortete Hartlepool. Alles ist in bester Ordnung.

– Sträubt man sich nicht gegen den aufreibenden Wachtdienst?

– Nein, Herr. Jeder tut es ja auch im eigenen Interesse.

– Auch Kennedy nicht?

– Kennedy? ... Nein, das ist einer der Eifrigsten. Er sieht ausgezeichnet und achtet auf alles ... Wenn er auch sonst nicht viel wert ist, im richtigen Moment bricht der ehemalige Matrose durch!

– Und Patterson?

– Ich kann nichts über ihn sagen ... Ja, Herr, was Patterson anbelangt, wundern Sie sich nicht, wenn Sie ihn nicht auf den Wällen erblicken. Er hat von jetzt an seinen Posten bei seinem Hause, nachdem es am Fluß liegt.

– Warum das?

– Er hat mich darum gebeten. Ich sah keinen Grund, es ihm abzuschlagen.

– Schon recht, Hartlepool, sagte der Kawdjer im Fortgehen. Halten Sie nur gut Wache. Wenn aber diese Patagonier sich nicht bald rühren, werden wir sie aufsuchen!«

Es schien alles zu stimmen. Patterson hatte mit seinem Ansuchen eine Absicht verfolgt, aber Hartlepool, welcher nicht voreingenommen war, konnte nichts Außergewöhnliches daran finden.

Anders der Kaw-djer. Das Auftauchen Sirdeys, das wahrscheinliche Einverständnis der beiden Männer, das Aufrichten der Umzäunung und endlich die Bitte Pattersons, welche bewies, daß er seinen Besitz nicht verlassen und verhindern wollte, daß andere ihn beträten, alle diese Tatsachen ergänzten sich und bewiesen ... Aber nein, sie bewiesen gar nichts! Das genügte nicht, um den Irländer zu verdächtigen. Es blieb nichts zu tun übrig, als doppelte Vorsicht walten zu lassen.

Ahnungslos, daß ein Verdacht auf ihm ruhte, führte Patterson langsam das begonnene Werk seiner Vollendung zu. Die Pfähle waren aufgerichtet und die letzten steckten im Wasser des Flusses, so daß das Innere der Umzäunung jedem Blicke unzugänglich blieb.

An dem von ihm bestimmten Tage, dem vierten nach seiner letzten Zwiesprache mit Sirdey, war alles in schönster Ordnung. Als loyaler Kaufmann hatte er den Vertrag

bisher gehalten. Jetzt brauchten die Käufer nur die Lieferung abzuholen.

Die Sonne ging unter und die Nacht trat langsam hernieder. Es war eine sternenlose Nacht ohne Mondschein und die Finsternis war undurchdringlich. Hinter seiner Palisade wartete Patterson, treu seinem Versprechen, auf das Erscheinen der Patagonier.

Aber wer kann stets alles bedenken! Diese dichte Umzäunung, die ihn vor den Blicken der anderen schützte, verbarg auch alles vor seinen Blicken! Man konnte allerdings nicht sehen, was bei ihm vorging – aber er wußte auch nicht, was außerhalb seiner Palisade geschah. Er überwachte eifrig das gegenüberliegende Ufer und bemerkte nicht, daß eine schweigende Truppe sein Haus umzingelte und daß die beiden Öffnungen der Palisade besonders stark bewacht wurden.

Die Vollendung der von Patterson begonnenen Arbeit war für den Kaw-djer

das Warnungssignal gewesen. Wenn sich der Irländer mit schlechten Absichten trug, war jetzt die Zeit der Ausführung gekommen.

Es war Mitternacht, als zehn Patagonier, welche den Fluß durchschwommen hatten, in die Umzäunung eindrangen. Niemand hatte sie sehen können – so meinten sie wenigstens. Ihnen folgten zunächst vierzig Krieger und diesen vierzig kam die ganze Horde nach.

Einer der Indianer streckte Patterson eine Handvoll Gold hin, das diesem sehr leicht vorkam.

»Das ist zu wenig!« sagte er auf gut Glück.

Der Patagonier schien nicht zu verstehen.

Nun trachtete ihm Patterson durch Gebärden begreiflich zu machen, daß er übervorteilt worden wäre und fing vor den Augen des Indianers das Geld zu zählen an, indem er ein Goldstück nach dem anderen

von der rechten in die linke Hand gleiten ließ; gebückt, mit gierigem Blicke, stand er vor dem Patagonier da.

Ein heftiger Schlag auf den Nacken streckte ihn zu Boden. Gleich war er geknebelt und gefesselt und wurde ohne weitere Umstände in eine Ecke geworfen. Die Indianer kümmerten sich nicht weiter um ihn. Wenn er noch lebte, war das Ende nur hinausgeschoben. Sie hatten jetzt keine Zeit, sich davon zu überzeugen. Später hatte man Muße genug, dem Verräter, wenn nötig, den Garaus zu machen und ihm seinen Lohn wieder abzunehmen.

Die Patagonier nahten sich vom Ufer her kriechend. Andere dunkle Schatten, welche ihre Waffen hoch über die Köpfe emporhoben, folgten ihnen nach und füllten die Umzäunung; bald belief sich ihre Zahl auf zweihundert.

Plötzlich knatterte von beiden Öffnungen der Palisade her heftiges Gewehrfeuer. Die Hostelianer waren bis zum halben Leibe ins

Wasser eingedrungen und fielen den Feinden in den Rücken. Vor Schreck unbeweglich, wußten diese nicht sogleich, was beginnen; als aber die Kugeln große Löcher in ihre dichten Reihen rissen, suchten sie an der Palisade Schutz. Sogleich zeigten sich auch dort Gewehre und sprachen so manches Todesurteil. Entsetzt, verblüfft, verblödet drehten sie sich jetzt im Kreise herum, ein leicht zu erlegendes Wild, das freiwillig die Brust dem Blei des Jägers darbot.

In wenigen Minuten verloren sie die Hälfte ihrer Leute. Endlich faßten sich die Überlebenden und stürzten dem Flusse zu, trotzdem sie dem Feuer entgegenliefen und trachteten schwimmend das andere Ufer zu erreichen.

Diese Schüsse hatten in der Ferne ein Echo gefunden, von einem zweiten Kampf, dessen Schauplatz an der Straße lag.

Der Kaw-djer hatte vermutet, daß die Patagonier ihre Hauptmacht an jener Stelle

konzentrieren würden, wo sie einzudringen hofften, und daß nur eine geringe Anzahl zur Bewachung des Lagers zurückgeblieben war. Darauf baute er seinen Plan auf. Er vereinigte den größten Teil seiner Leute unter seinen Befehl um Pattersons Haus, wo der Hauptschlag fallen mußte; in dieser Falle mußten die meisten Feinde gefangen werden; eine zweite, kleinere Abteilung aber, unter Hartlepoons Führung, mußte sich auf dem südlichen Wall bereit halten, um das feindliche Lager zu überfallen.

Diese zweite Truppe verkündete nun ihre Gegenwart durch die erwähnten Schüsse. Wahrscheinlich hatte sie es mit den wenigen Kriegern zu tun, welche bei den Pferden Wache hielten. Aber dieses Gewehrfeuer dauerte nur einige Augenblicke. Beide Kämpfe zeichneten sich durch erstaunliche Kürze aus.

Als die Patagonier entflohen waren, eilte der Kaw-djer nach dem südlichen Wall. Er begegnete die eben in ihr Lager zurückkehrende Truppe Hartlepoons.

Der Ausfall war herrlich gelungen.
Hartlepool hatte auch nicht einen Mann
verloren. Der Feind hatte zwar auch keine
Verluste an Menschenleben zu beklagen,
aber die Hostelianer hatten dreihundert
Pferde erbeutet und brachten sie jetzt
triumphierend in die Stadt.

Nach dieser Niederlage der Patagonier
stand nicht zu erwarten, daß sie noch einen
zweiten Angriff wagen würden; aber der
Wall wurde wie immer scharf bewacht. Erst
nachdem er für die allgemeine Sicherheit
gesorgt hatte, kehrte der Kaw-djer zu
Patterson zurück.

Die Sterne waren am Himmel aufgegangen
und bei ihrem bleichen Schein sah er den
Boden mit den Körpern der gefallen
Feinde übersäet; auch Verwundete gab es
unter ihnen, die schmerzliche Klagelaute
ausstießen; man beeilte sich, ihnen Beistand
zu leisten.

Aber wo war Patterson? Endlich entdeckte
man ihn unter einem Haufen toter Körper,

er war ohnmächtig, geknebelt und gebunden. Also doch nur ein armes Opfer! Der Kaw-djer machte sich schon Vorwürfe, ihn ungerecht beschuldigt zu haben; doch als er ihn emporrichtete, fielen Goldstücke aus seinem Gürtel klirrend zur Erde.

Geekelt wandte sich der Kaw-djer ab.

Zur allgemeinen Verwunderung wurde Patterson ins Gefängnis geschafft und der Arzt von Liberia zu ihm geschickt; bald kam dieser zum Gouverneur zurück und berichtete, daß der Irländer binnen kurzem vollkommen hergestellt sein würde.

Von dieser Nachricht war der Kaw-djer wenig erfreut. Es wäre ihm lieber gewesen, wenn der Tod dieser beklagenswerten Angelegenheit ein Ende bereitet hätte. Nachdem der Verräter am Leben blieb, mußte der Gerechtigkeit ihr Lauf gelassen werden. Diesmal konnte der Verbrecher nicht begnadigt werden, wie Kennedy; das Verbrechen war an der gesamten Bevölkerung begangen worden und diese

würde keine Nachsicht kennen einem elenden Schurken gegenüber, der kaltblütig seiner unersättlichen Habgier eine so große Anzahl von Menschenleben geopfert hätte. Er mußte gerichtet und bestraft werden; aber trotz der Umwandlung, die mit seinen Ideen vorgegangen war, erfüllte dieses Richteramt den Kaw-djer mit Widerwillen.

Die Nacht verlief ohne weiteren Zwischenfall, aber es bedarf kaum der Erwähnung, daß nur wenige in Liberia den Schlaf finden konnten. Man besprach in den Häusern und auf den Straßen die jüngsten Ereignisse und beglückwünschte sich, daß dieselben ein so günstiges Ende gefunden.

Alles pries den Kaw-djer, welcher die Pläne der Patagonier so scharfsinnig erraten hatte.

Es nahte das Sommersolstitium, kaum vier Stunden dauerte die eigentliche Nacht. Schon um zwei Uhr morgens lichtete sich der Himmel unter den ersten Strahlen der Morgenröte und allsobald waren die

Bewohner von Liberia auf dem Südwall
versammelt, von dem aus man das
feindliche Lager überblicken konnte.

Eine Stunde später erschollen laute
Jubelrufe aus allen Kehlen. Kein Zweifel!
Die Patagonier rüsteten zum Abzug. Sehr
erstaunt war man eigentlich nicht darüber,
die Schlächtereier der letzten Nacht mußte
ihnen bewiesen haben, daß es auf der Insel
Hoste für sie nichts zu suchen gab. Mit
stolzer Genugtuung musterten die
Hostelianoer die Beute: sie belief sich auf
mehr als vierhundertundzwanzig Pferde –
darunter dreihundert lebendig erbeutete und
hundertundzwanzig bei den ersten
Scharmützeln oder beim Überfall auf das
Lager getötete – kaum dreihundert blieben
diesen tapferen Reitern. Ferner waren mehr
als zweihundert Menschen nicht zu
vergessen. Hundert davon lagen in Rivières
Blockhaus gefangen, die übrigen waren
verwundet oder tot.

Die Kopffzahl der Patagonier war fast um
ein Drittel verringert und die Hälfte der

Überlebenden hatte ihre Pferde verloren; es war leicht begreiflich, daß sie keine Lust verspürten, länger in diesem entlegenen Lande zu verweilen, wo ihnen ein so unfreundlicher Empfang zuteil geworden war.

Gegen acht Uhr kam Bewegung in die Horde und der Wind trug den Bewohnern von Liberia laute Verwünschungen zu. Alle Krieger drängten sich um eine Stelle, als ob sie Zeugen eines Schauspieles sein wollten, das die Hostelianer der großen Entfernung halber nicht zu unterscheiden vermochten. Man sah nur das Hin- und Herwogen der Truppe und hörte, wie die einzelnen Rufe zu einem lauten Geheul anschwollen.

Was geschah dort? Was mochte der Grund ihrer Aufregung sein? Sie dauerte lange, wenigstens eine Stunde. Dann teilten sich die Indianer in drei Gruppen; die unberittenen Krieger wurden in die Mitte genommen, während der Anfang und Schluß des Zuges von einem Haufen Reiter gebildet wurde. Einer der Reiter des

Vortrabes schwenkte ein Etwas über den Köpfen, das man nicht erkennen konnte: Es war rund ... Man hätte meinen können, eine auf einen Stock gespießte Kugel ...

Um zehn Uhr setzten sie sich endlich in Bewegung. Die Reiter mußten ja mit den Fußgängern Schritt halten und der Zug defilierte langsam an den Hostelianern vorbei. Auf beiden Seiten herrschte Schweigen. Kein Wutschrei ertönte mehr vom Lager der Besiegten, kein Jubelruf aus den Kehlen der Sieger.

Als die Nachhut der Patagonier fortgeritten war, wurde in Liberia ein Befehl ausgegeben. Der Kaw-djer verlangte, daß alle Kolonisten, welche des Reitens kundig waren, sich melden sollten. Wer hätte gedacht, daß sich eine so große Anzahl Reiter finden würde! Jeder wollte eine Rolle im letzten Akt dieses Dramas spielen und fast alle meldeten sich. Man mußte zu einer Wahl schreiten. In weniger als einer Stunde war ein kleines Heer von dreihundert Mann versammelt, das aus

zweihundert Reitern und hundert Fußgängern bestand. Der Kaw-djer ritt an ihrer Spitze und bald waren alle in nördlicher Richtung verschwunden, sie wollten den Abzug der Patagonier überwachen. Auf Tragbahren wurden die Verwundeten, die man in Pattersons Umzäunung gefunden hatte, mitgenommen; die meisten von ihnen konnten das amerikanische Festland nicht lebend erreichen.

Bei Rivières Blockhaus wurde zum ersten Male haltgemacht. Drei Viertelstunden vorher waren die Patagonier an den Palisaden vorübergekommen, ohne einen Versuch des Eindringens zu wagen. Hinter den Pfählen, wohl verborgen, hatten die Kolonisten sie vorbeiziehen gesehen, und trotzdem niemand von den Ereignissen der letzten Nacht wußte, war es keinem eingefallen, auf die Indianer einen Schuß abzugeben. Sie sahen so müde und niedergeschlagen aus, daß man über ihr Schicksal nicht im Zweifel sein konnte. Jetzt waren sie nicht mehr zu fürchten und

die Kolonisten sahen in ihnen keine Feinde, sondern nur unglückliche Menschen, die Mitleid verdienten.

Einer der Vorreiter hatte noch immer am Ende der Stange jenen runden Gegenstand getragen, den man vom Wall aus bemerkt hatte. Aber ebensowenig wie die Liberier konnte die Garnison des Blockhauses erkennen, was er bedeuten sollte.

Der Kaw-djer befahl, die gefangenen Patagonier von ihren Fesseln zu befreien und die Tore weit zu öffnen. Die Indianer rührten sich nicht von der Stelle. Sie glaubten nicht an ihre Freiheit und fürchteten – indem sie die Weißen nach sich selbst beurteilten – irgendeine Falle.

Der Kaw-djer näherte sich Athlinata, mit dem er schon einmal gesprochen hatte.

»Worauf wartest du? fragte er.

– Daß man uns das Urteil spricht, antwortete Athlinata.

– Ihr habt nichts zu befürchten, sagte der Kaw-djer. Ihr seid frei.

– Frei?! ... rief der Indianer erstaunt.

– Ja; die patagonischen Krieger sind geschlagen worden und kehren in ihre Heimat zurück, ihr könnt mit ihnen ziehen, ihr seid frei. Sagt euren Brüdern, daß die weißen Männer keine Sklaven halten und zu verzeihen wissen. Möge sie dieses Beispiel menschlicher machen!« ...

Der Patagonier sah mit unsicherem Blicke zum Kaw-djer auf, dann ging er langsam und seine Gefährten folgten ihm. Die waffenlose Truppe trat aus der Umzäunung hinaus und folgte dann der Straße nach Norden. In einer Entfernung von hundert Metern kam der Kaw-djer mit seinen Leuten nach und versperrte die Straße nach Süden.

Gegen Abend erblickte man den Haupttrupp der Eindringlinge, welche das Nachtlager aufgeschlagen hatten. Während

ihres Rückzuges war nicht ein Schuß gefallen, nichts war ihnen in den Weg gelegt worden. Aber dieser Beweis der Gnade ihrer Gegner beruhigte sie keinesfalls; als sie so viele Reiter und Fußgänger näher kommen sahen, wurden sie sehr besorgt. Darum ließ der Kaw-djer in einer Entfernung von zwei Kilometern halten, während die befreiten Gefangenen, welche die Verwundeten mit sich genommen hatten, ihre Landsleute bald eingeholt hatten.

Was mußten sich diese Wilden denken, als sie ihre Genossen im Besitze ihrer Freiheit wiederkommen sahen, nachdem sie sie in Sklaven verwandelt glaubten! War Athlinata ein verlässlicher Bote und hatte er alle Worte des Kaw-djer den Seinen wiederholt? Verglichen seine Brüder ihre Handlungen mit denen der Weißen, welche sie vernichten wollten und die ihnen jetzt Böses mit Gutem vergalten?

Der Kaw-djer konnte es niemals in Erfahrung bringen. Aber selbst wenn seine

Großmut an Unwürdige verschwendet war, er bedauerte es nicht. Durch das stete Ausstreuen edler Samen fällt schließlich einmal ein Korn auf guten Boden.

In vier Tagen war die Stelle erreicht, wo sich die Patagonier ausgeschifft hatten. An den Berghängen tauchten manchmal Kolonisten auf, welche der abziehenden Horde nachsahen. Am folgenden Morgen stießen sie ihre leichten Pirogen, die sie im Ufergestein verborgen hatten, ins Wasser. Die einen nahmen nur Menschen auf und segelten nach Westen um das Feuerland herum, die anderen durchquerten den Beagle-Kanal, um direkt auf dem Feuerland zu landen und es auf ihren Pferden rasch zu durchheilen. Aber etwas ließen sie am Strande zurück. Am Ende einer langen, in den Ufersand gesteckten Stange war der runde Gegenstand, den sie die ganze Strecke so beharrlich mitgeschleppt hatten.

Als die letzte Piroge außer Schußweite war, näherten sich die Hostelianer der Küste und erkannten mit Entsetzen in dem runden

Gegenstand einen menschlichen Kopf.
Nach einigen Schritten sahen sie, daß es der
Kopf Sirdeys war.

Diese Entdeckung erfüllte sie mit größtem
Staunen. Sie konnten nicht begreifen, wie
der seit Monaten verschwundene Sirdey mit
einem Male zu den Patagoniern gekommen
war. Nur der Kaw-djer war nicht erstaunt.
Er kannte wenigstens annähernd die Rolle,
die der ehemalige Koch des »Jonathan«
gespielt hatte, für ihn bestanden nur wenige
dunkle Punkte. Sirdey war der »weiße
Mann«, auf den die Indianer ihre
Hoffnungen gesetzt hatten – und so hatten
sie ihre Enttäuschung an ihm gerächt.

Am folgenden Morgen wurde nach Liberia
aufgebrochen. Am 30. Dezember traf die
todmüde Truppe und ihr Anführer in der
Stadt ein.

Die Insel Hoste kannte nun auch den Krieg!
Dem Kaw-djer war es zu danken, daß sie
heil und ganz die Gefahr überstanden hatte
und die Angreifer bis auf den letzten Mann

vertrieben worden waren. Aber der Schlußpunkt zu dem Werk war noch nicht gesetzt. Noch blieb eine traurige Pflicht zu erfüllen.

Inzwischen hatte Patterson in seinem Gefängnis eine ganze Reihenfolge von widerstreitenden Gefühlen kennen gelernt. Das erste war ungemessenes Staunen, sich hinter Schloß und Riegel zu sehen. Was war mit ihm geschehen? Dann kam ihm die Erinnerung langsam wieder, er entsann sich Sirdeys, der Patagonier und ihres abscheulichen Verrates.

Und dann? Was hatte sich denn zugetragen? Wären die Patagonier Sieger geblieben, so würden sie ohne Zweifel ihr Werk vollendet haben und er wäre schon längst erschlagen. Nachdem er aber im Gefängnis aufgewacht war, schloß er weiter, daß sie zurückgeworfen sein mußten.

War denn sein Verrat bekannt, weil man ihn in den Kerker geworfen hatte? Was stand

ihm in diesem Falle wohl bevor? ... Ein Zittern durchlief Pattersons Körper.

Aber nach einiger Überlegung beruhigte er sich wieder. Möglich, daß man Verdacht geschöpft hatte! Aber man konnte keine Gewißheit haben. Niemand hatte ihn gesehen, niemand hatte ihn auf frischer Tat ertappt, das stand fest. Er mußte aus diesem Abenteuer ungefährdet hervorgehen, das ihm außerdem einen hübschen Gewinn einbrachte.

Patterson suchte nach seinem Golde und groß war sein Schrecken, als er es nicht finden konnte. Hatte er vielleicht nur geträumt? Nein, er hatte das Geld bestimmt erhalten. Wieviel? Das wußte er nicht genau. Zwölfhundert Piaster waren es nicht gewesen, wie ihm diese Schurken zugesichert hatten, aber neunhundert sicher, vielleicht auch tausend. Wer hatte ihm sein Geld gestohlen? Die Patagonier? Vielleicht! Aber wahrscheinlicher seine Kerkermeister.

Welch finstere Rachedgedanken, welch glühender Haß die Seele Pattersons erfüllte! Indianer und Kolonisten, Rote wie Weiße, sie waren alle Diebe und Feiglinge und er verachtete sie aus tiefster Seele.

Von nun an kannte er keine ruhige Minute mehr. Nur seinem Hasse lebend, harrte er in angstvoller, fieberhafter Erwartung auf den Augenblick, wo er die Wahrheit erfahren würde. Aber diejenigen, die ihn gefangen hielten, kümmerten sich nicht um seine ohnmächtige Wut. Tag um Tag verging, ohne daß seine Lage sich verändert hätte. Man schien ihn vergessen zu haben.

Erst eine Woche nach seiner Gefangennahme, am 31. Dezember, wurde er unter der Aufsicht von vier Männern aus seinem Kerker geführt. Jetzt endlich mußte ihm Gewißheit werden! ... Als aber Patterson auf dem Platz vor dem Regierungsgebäude erschien, blieb er erschrocken stehen.

Welch ein Anblick bot sich ihm dar! Der Kaw-djer wollte das Urteil, das gegen den Vaterlandsverräter gefällt werden mußte, mit einer gewissen Feierlichkeit umgeben. Die Tatsachen hatten ihm bewiesen, welche Kraft das Übereinstimmen der Gefühle und Interessen für eine Gemeinsamkeit bedeutet! Hätten die Patagonier so leicht zum Rückzug gezwungen werden können, wenn jeder der Kolonisten, anstatt sich den allgemein ausgegebenen Befehlen zu fügen, nach eigenem Gutdünken Verteidigungsmaßregeln angewandt hätte? Jetzt suchte er dem aufkeimenden Solidaritätsgefühl neue Nahrung zuzuführen, indem er das gegen den Staat geplante Verbrechen mit einem gewissen Gepränge brandmarkte. Vor dem Regierungsgebäude war eine Estrade errichtet, auf der der Kaw-djer, die drei Mitglieder des Rates und der Richter, Ferdinand Beauval, Platz genommen hatten. Zu Füßen der Estrade war der Platz des Angeklagten und hinter rasch aufgerichteten Schranken stand die gesamte Bevölkerung von Liberia.

Bei Pattersons Erscheinen entriß sich ein Schrei der Entrüstung diesen hundert Kehlen. Der Kaw-djer gebot durch eine Handbewegung Schweigen und es begann das Verhör.

Der Irländer konnte leugnen, soviel er wollte, leicht wurde er der Lüge überwiesen. Der Kaw-djer zählte alle Anklagepunkte der Reihe nach auf.

Erstens die Anwesenheit Sirdeys bei den Patagoniern. Daran war nicht zu zweifeln; man hatte ihn gesehen und außerdem hatten die ob ihres Mißerfolges rasenden Indianer seinen abgeschlagenen Kopf als Rachetrophäe an der Küste aufgepflanzt.

Bei der Nachricht von dem Tode seines Mitschuldigen erschrak Patterson heftig; – dieser schreckliche Tod schien ihm von übler Vorbedeutung für sein eigenes Schicksal zu sein.

Der Kaw-djer fuhr in seiner Darstellung fort. Sirdey hielt es nicht nur mit den

Patagoniern, er hatte mit Patterson Beziehungen angeknüpft und infolge eines zwischen ihnen abgeschlossenen Handels hatte Patterson sich auf seinen Besitz zurückgezogen, seinen Zaun ausgebessert und Hartlepool um die Wache an dieser Stelle gebeten. Den Beweis für dieses verbrecherische Eingeständnis hatten die Patagonier selbst geliefert, weil sie eben an dieser Stelle eingebrochen waren und das bei Patterson gefundene Geld erbrachte den deutlichsten Beweis. Konnte er sich über den Besitz dieses Geldes ausweisen, nachdem er nach eigenem Geständnis erklärt hatte, sein gesamtes Vermögen verloren zu haben?

Patterson senkte den Kopf, er gab sich verloren. Nach beendetem Verhör beriet das Gericht und dann sprach der Kaw-djer das Urteil. Das Eigentum des Schuldigen wurde konfisziert. Seine Felder sowohl wie auch die Geldsumme, die der Preis seines Verrates war, fielen dem Staate anheim. Außerdem ward Patterson auf Lebenszeit

verbannt; das Betreten der Insel war ihm auf ewige Zeiten verboten.

Das Urteil wurde sogleich vollzogen. Der Irländer wurde zum Hafen gebracht, wo ein Schiff segelbereit lag. Bis zum Moment der Abreise war er Gefangener und seine Füße wurden durch Eisenketten gefesselt, die ihm erst abgenommen werden durften, wenn das Schiff sich außer Sehweite der Insel befand.

Während sich die Menge verließ, zog sich der Kaw-djer ins Regierungsgebäude zurück. Er suchte das Alleinsein, seine tieferregte Seele bedurfte der Ruhe. Wer hätte je gedacht, daß er, der wilde Kämpfer für die Gleichberechtigung, sich jetzt zum Richter anderer aufwerfen würde, daß er, der leidenschaftliche Verfechter der Freiheitsidee, sich zum Herrn über einen Teil des unendlichen Weltganzen aufspielte, das gemeinsames Eigentum der gesamten Menschheit ist? Der sich das Recht anmaßte, einem Menschen dieses Stück Welt zu verbieten? – Das alles hatte er

getan und es hatte ihn erschüttert, aber er bedauerte nichts. Er war überzeugt, recht gehandelt zu haben.

Die Verurteilung des Verräters war der Schlußstein zu einem denkwürdigen Abschnitt im Leben des hostelischen Staates; sie vollendete das Wunder, das mit dem Beginn des Kampfes gegen die Patagonier begonnen hatte. Zwar kostete dieses Abenteuer Neudorf, das in Schutt und Asche lag; aber doch war man billig davongekommen, wenn man der wichtigen Veränderung Rechnung trug, die sich an den Emigranten vollzogen hatte. Die große Gefahr, die alle gleich bedroht hatte, die gemeinsam ertragenen Beschwerden, die aufreibende Abwehr hatten ein neues Band zwischen den Leuten geschaffen, von dessen Stärke sie sich selbst keine Rechenschaft ablegten. Vor dieser Kette von Ereignissen war die Insel Hoste eine Kolonie, in der Menschen von vielleicht zwanzig verschiedenen Nationalitäten nebeneinander lebten. Jetzt gab es keine Kolonisten mehr, sondern Hostelianer,

welche ein Vaterland besaßen – ihre Insel
Hoste.

X. Fünf Jahre später

Fünf Jahre nach den Begebenheiten, die in den letzten Kapiteln erzählt worden sind, bot die Schifffahrt in den Breiten der Insel Hoste weder die Schwierigkeiten noch die Gefahren von ehemals. Von der äußersten Spitze der Halbinsel Hardy erstrahlte ein weithin leuchtender Schein über die dunklen Gewässer, der von keinem kleinen Feuer herrührte, wie es in den Lagerplätzen der Indianer brennt, sondern von einem richtigen stattlichen Leuchtturm, der die Meeresstraßen während der langen finsternen Winternächte erhellte und es den Schiffen ermöglichte, den gefährlichen Klippen rechtzeitig auszuweichen.

Dagegen war derjenige, welcher nach dem Lieblingsprojekte des Kaw-djer am Kap Hoorn errichtet werden sollte, noch nicht in Angriff genommen worden. Seit sechs Jahren verfolgte er die Lösung dieser Angelegenheit mit unermüdlicher

Ausdauer, ohne einen befriedigenden Abschluß erreicht zu haben. Nach den zwischen beiden Staaten ausgetauschten Noten schien sich Chile nicht entschließen zu können, auf das Inselchen des Kaps zu verzichten, und diese durch den Kaw-djer bestimmte Hauptbedingung blieb der Stein des Anstoßes.

Dieser wunderte sich sehr, daß die Regierung von Chile einem kahlen, wertlosen Felsen soviel Bedeutung beilegte. Er wäre noch mehr erstaunt gewesen, hätte er die Wahrheit ahnen können; der Grund der gewaltsam in die Länge gezogenen Verhandlungen war nicht in patriotischen Bedenken, die ja zu entschuldigen gewesen wären, zu suchen, sondern einfach und allein in der sprichwörtlich gewordenen Langsamkeit der Beamten.

Die chilenischen Amtslokale machten es in dieser Sache wie alle anderen in der Welt. Die Diplomatie hat es sich nun einmal zum Grundsatz gemacht, alles nach Möglichkeit in die Länge zu ziehen; es ist dies ein durch

die Gewohnheit von Jahrhunderten geheiligter Brauch: erstens weil der Mensch sich meistens für die Interessen anderer wenig interessiert und weil er zweitens von Natur aus das Bestreben hat, die Würde, die er bekleidet, in den Augen der anderen möglichst zu erhöhen. Nun wird aber eine Entscheidung desto gewichtiger erscheinen, je länger die Dauer der Verhandlungen war, die ihr vorangingen, je größer die beschriebenen Papierstöße sind, je mehr Tinte geflossen ist, ehe sie gefällt wurde.

Der Kaw-djer, der allein die hostelische Regierungsgewalt repräsentierte und kein Heer von Beamten zur Verfügung hatte, konnte daher diesem sich in die Länge ziehenden Notenwechsel nicht das einzig richtige Motiv unterschieben.

Aber das Leuchtfeuer der Halbinsel Hardy war nicht der einzige Lichtschein auf der Insel, der das Meer bestrahlte. In Neudorf, das aus den Trümmern längst schon mit dreifacher Bedeutung auferstanden war, flammte allnächtlich ein mächtiges

Hafenfeuer auf und half den Schiffen den richtigen Ankerplatz am Damm finden.

Dieser Damm, der längst vollendet war, hatte die Bucht in einen geräumigen, sicheren Hafen umgewandelt. In seinem Schutze konnten die Schiffe in ruhigem Wasser ihre Ladungen ausschiffen und einnehmen. Neudorf war bereits ein vielbesuchter Ankerplatz geworden. Nach und nach hatten sich Handelsbeziehungen mit Chile, Argentina und selbst mit der Alten Welt anknüpfen lassen; sogar ein regelmäßiger monatlicher Verkehr war zwischen der Insel Hoste einerseits und Valparaiso und Buenos-Aires anderseits zustande gekommen.

Auf dem rechten Flußufer hatte sich Liberia bedeutend entwickelt. Es war im Begriffe, in allernächster Zukunft eine Stadt von ziemlicher Bedeutung zu werden. Die breiten Straßen, die sich nach amerikanischem Muster im rechten Winkel kreuzten, wiesen zu beiden Seiten lange Häuserreihen auf; jedes einzelne der aus

Holz oder Stein errichteten Gebäude hatte ein nach vorne zu gelegenes Gärtchen und rückwärts einen geräumigen Hof. Einige Plätze waren von schönen Bäumen beschattet; meist waren dies antarktische Buchen mit perennierenden Blättern. Außerdem verfügte Liberia über zwei Buchdruckereien und einige öffentliche Gebäude. Da gab es die Post, eine Kirche, zwei Schulen und einen Gerichtssaal, der ein weniger bescheidenes Aussehen hatte, als der mit diesem Namen bezeichnete Saal, den Lewis Dorick in die Luft sprengen wollte. Aber das schönste von allen Gebäuden war der Regierungspalast. Das einst diesem Zwecke dienende Haus war niedergerissen und durch einen Prachtbau ersetzt worden, in dem der Kaw-djer seine Wohnung aufgeschlagen hatte und wo alle staatlichen Funktionen konzentriert waren.

Unweit des Regierungspalastes stand eine Kaserne, in der mehr als tausend Gewehre und drei Kanonen aufbewahrt wurden. Alle großjährigen Bürger mußten von Zeit zu Zeit einen Monat hier zubringen. Der

Einfall der Patagonier war eine Warnung gewesen; jetzt hatte die Insel eine stets kampfbereite Armee, der alle Hostelianer angehörten.

Liberia hatte sogar ein Theater, das zwar sehr einfach, aber von großer Ausdehnung war und elektrisch beleuchtet wurde.

Auch dieser Traum des Kaw-djer war in Erfüllung gegangen. Ein hydro-elektrisches Werk, das drei Kilometer stromaufwärts von der Stadt gelegen war, verschaffte dieser mehr Kraft und Licht, als sie benötigte.

Der Theatersaal war namentlich an den langen Wintertagen sehr besucht. Hier wurden öffentliche Versammlungen einberufen und oft kamen die Bürger zusammen, um den Vorträgen zu lauschen, die der Kaw-djer und Ferdinand Beauval, welcher jetzt sehr vernünftig und ein »Jemand« geworden war, abhielten. Auch Konzerte wurden aufgeführt unter der

Direktion eines Kapellmeisters, wie man ihn selten antreffen wird.

Diesen Dirigenten kennt der Leser schon; es war niemand anderer als Sand. Durch Beharrlichkeit und Ausdauer war es ihm gelungen, mit einigen Hostelianern die Elemente eines Orchesters zusammenzustellen, das er mit seinem Taktstock regierte. An den Tagen, wo ein Konzert stattfand, trug man ihn an das Dirigentenpult, und wenn er das Heer der Musiker beherrschte, verklärte sich sein Gesicht und die heilige Begeisterung für das Reich der Töne machte ihn zum Glücklichsten unter den Sterblichen. Werke alter und moderner Meister wurden bei diesen Konzerten aufgeführt, manchmal auch einige von Sands eigenen Kompositionen, die sehr beachtenswert und stets freudigst applaudiert waren.

Sand war jetzt achtzehn Jahre alt. Seit dem schrecklichen Tage, der ihn um den Gebrauch seiner Beine gebracht hatte, war ihm jedes Glück versagt außer der Musik,

darum hatte er sich mit aller Kraft und Hingebung auf dieses eine Fach geworfen. Durch das eifrige Studium der Meister hatte er sich die Technik der schweren Kunst zu eigen gemacht, und auf diese feste Grundlage gestützt, hatte er weitergearbeitet und man konnte seine großartigen natürlichen Anlagen mit dem Namen »Genie« bezeichnen. Er blieb dabei nicht stehen. Bald sollte der Tag erscheinen, an dem die Lieder dieses gottbegnadeten, am Ende der Welt verlorenen Krüppels von allen Kehlen gesungen und sich die Welt erobern würden; heute berühmte und allbekannte Lieder, die nur einen Fehler haben – man kennt ihren Autor nicht.

Mehr als neun Jahre waren schon vergangen, seit sich der »Jonathan« auf die Klippen der Halbinsel Hardy verirrt hatte, und in so wenig Jahren war dieses Resultat erreicht worden, dank der Energie, Einsicht und dem praktischen Sinne eines Mannes, welcher das Schicksal der Hostelianer in dem Augenblicke in die Hand genommen hatte, da die Anarchie die Insel dem Ruine

nahe und die Bewohner an den Rand des Abgrundes brachte. Noch immer wußte man nichts aus dem Leben dieses Mannes, aber niemand hätte gewagt, über seine Vergangenheit Rechenschaft zu verlangen. Die Neugierde der Menge war, wenn sie auch einstmals rege gewesen, durch die Gewohnheit vieler Jahre abgestumpft, und man sagte sich mit Recht, daß man nichts anderes zu wissen brauchte als die Erinnerung an die unzähligen Dienste, die er dem Staate geleistet.

Die vielen Sorgen der letzten neun Jahre lasteten schwer auf dem Kaw-djer. Zwar hatte seine herkulische Kraft nicht abgenommen und die Beschwerden des Alters vermochten die hohe Gestalt nicht zu beugen; aber Haare und Bart waren schneeweiß geworden und tiefe Furchen durchzogen das edle Antlitz mit seinem majestätischen und schon verehrungswürdigen Aussehen.

Seine Autorität war ganz unbeschränkt. Die Mitglieder des Rates, der auf seine

Initiative hin ins Leben gerufen worden war, Harry Rhodes, Hartlepool und Germain Rivière, wurden jedes Jahr wiedergewählt, aber das war bloße Formsache und ihr Amt ein Scheinamt. Sie ließen ihrem Oberhaupt und Freunde vollkommen freie Hand und beschränkten ihre Tätigkeit darauf, bescheiden ihre Meinung zu äußern, wenn sie darum gebeten wurden.

Übrigens hatte der Kaw-djer Beispiele vor Augen, nach denen er sich richten konnte. In der nächsten Nachbarschaft der Insel Hoste wurden zwei verschiedene Methoden der Kolonisation in Anwendung gebracht. Er konnte nun Vergleiche ziehen und eventuell manches anwenden.

Nachdem der Magalhães-Archipel und Patagonien zwischen Chile und Argentina aufgeteilt worden waren, hatte jeder der beiden Staaten auf eine rasche Verwertung der neuen Kolonien hingearbeitet. In ihrer Unkenntnis der Bodenverhältnisse, erteilte die Republik Argentina Konzessionen im

Umfänge von zehn bis zwölf Quadratmeilen, was zur Folge hatte, daß riesige Landstrecken brach liegen mußten und nicht ausgebeutet werden konnten. Man bedenke, daß diese dichtbewachsenen Wälder oft viertausend Bäume pro Hektar aufzuweisen hatten! Dreitausend Jahre mindestens wären erforderlich gewesen, sie ordentlich auszunützen. Dasselbe traf bei den Feldern und den Weideplätzen zu, die in zu großen Flächen verteilt wurden und, um richtig behandelt zu werden, ein zu großes Personal, eine Unmenge von Gerätschaften und bedeutende Kapitalien erfordert hätten.

Und das war nicht alles. Die Kolonisten waren an den Verkehr mit Buenos-Aires gebunden und die Verbindungen waren langsam, schwierig und kostspielig. Jedes Schiff, das im Magalhães-Archipel seine Waren verkaufen wollte, mußte sich zuerst in Buenos-Aires, dies ist in einer Entfernung von eintausendfünfhundert Meilen, der Zollrevision unterziehen, und es verflossen mindestens sechs Monate, ehe

es alle Verpflichtungen erfüllt hatte und zurückkehren konnte; Verpflichtungen, die es nach dem Tageskurs der Börse der Hauptstadt zu leisten hatte! Was konnte man aber auf dem Feuerland vom Tageskurs wissen? Hier konnte man mit demselben Recht von China oder Japan als von Buenos-Aires sprechen!

Was hatte dagegen Chile getan, um den Handel zu begünstigen und Auswanderer anzuziehen, den gewagten Versuch mit der Insel Hoste nicht mitgerechnet! Es hatte Punta-Arenas zum Freihafen erklärt, wohin die Schiffe aller Länder das Notwendige und Überflüssige brachten, unter den denkbar besten Bedingungen, was den Preis und die Qualität der Waren betraf. Auch flossen die Produkte des Magalhães-Archipels in die englischen und chilenischen Kaufhäuser, die ihren Sitz in Punta-Arenas und längs der Wasserstraße weitere Zweigniederlassungen gegründet hatten, die in schönstem Aufblühen begriffen waren.

Der Kaw-djer beobachtete seit langem das Vorgehen der chilenischen Regierung und während seiner Ausflüge im Archipel konnte er konstatieren, daß alle Landesprodukte den Weg nach Punta-Arenas nahmen. Nach dem Vorbild dieser Niederlassung wurde auch Neudorf zum Freihafen erklärt und diese Maßnahme war die Ursache zu einem ungeahnten Aufschwung und der raschen Bereicherung der Insel Hoste.

War es zu glauben? Die Republik Argentina, die Ushaia auf der feuerländischen Küste des Beagle-Kanales gründete, konnte sich nicht entschließen, dieses doppelte Vorbild nachzuahmen; und wenn man heute diese Stadt mit Liberia oder Punta-Arenas vergleicht, kann man nur einen Rückstand konstatieren, wegen der Schwierigkeiten, die die Regierung dem Handel in den Weg legt, wegen der Höhe der Einfuhrzölle, wegen der erschwerenden Formalitäten, mit denen man bei der Ausbeutung des natürlichen Reichtums des so ergiebigen Bodens zu rechnen hat, und

wegen des Unwesens, das zahlreiche Schmugglerbanden betreiben und das die Regierung nicht zu unterdrücken vermag, da sie zu schwach ist, um die unter ihrer Jurisdiktion stehende siebenhundert Kilometer lange Küstenlinie genügend zu überwachen.

Die Ereignisse, deren Schauplatz die Insel Hoste gewesen war, die ihr von der Republik Chile zuerkannte Unabhängigkeit, ihr Wohlstand, der sich unter der weisen Verwaltung des Kaw-djer stets mehrte, hatten das Augenmerk der Industrie und Handel treibenden Welt auf sie gelenkt. Neue Kolonisten waren angezogen worden, denen in freigebigster Weise und zu den günstigsten Bedingungen Konzessionen erteilt wurden. Bald war es allgemein bekannt, daß die Wälder der Insel Hölzer von einer selbst die ausgezeichnetsten Produkte Europas übertreffenden Güte lieferten, bei deren Umsatz fünfzehn bis zwanzig Prozent zu verdienen waren; die Folge war das Entstehen mehrerer groß angelegter Sägewerke. Gleichzeitig fanden

sich Käufer für die Felder, welche die Quadratmeile Ackerboden mit tausend Piaster bezahlten, und die Haustiere hatten sich auf den Weideplätzen zu einer mehr als tausendköpfigen Herde vermehrt.

Auch die Bevölkerung war rasch angewachsen. Den zwölfhundert Schiffbrüchigen des »Jonathan« hatte sich das Drei- und Vierfache an Emigranten aus dem Westen der Vereinigten Staaten, Chile und Argentina zugesellt. Neun Jahre nach der Unabhängigkeitserklärung, acht Jahre nach dem Staatsstreich des Kaw-djer, fünf Jahre nach dem Einfall der Patagonier zählte Liberia mehr als zweitausendfünfhundert Seelen und die Gesamtzahl der Inselbevölkerung belief sich auf fünftausend.

Seit der Hochzeit Halgs und Graziellas waren auf der Insel viele Ehen geschlossen worden; unter anderen hatte Edward Rhodes die Tochter Germain Rivières und Clary Rhodes Dr. Samuel Arvidson geheiratet.

Während der schönen Jahreszeit besuchten viele Schiffe den Hafen von Neudorf. Die Küstenschiffahrt, die die Verbindung zwischen Liberia und anderen auf der Insel gegründeten Handelshäusern herstellte, machte die besten Geschäfte. Meistens versahen diesen Dienst Fahrzeuge vom Falklands-Archipel, dessen Handelsbeziehungen sich jedes Jahr auf einen größeren Umkreis erstreckten.

Aber diese Schiffe der englischen Besitzungen im Atlantischen Ozean waren nicht die einzigen, die den Import und Export der Waren vermittelten; auch von Valparaiso, Buenos-Aires, Montevideo und Rio de Janeiro warfen Segelschiffe und Dampfer in dem Hafen Anker und in den benachbarten Meeresstraßen, in der Nassau-Bai, im Darwin-Sund, in den Wassern des Beagle-Kanales sah man dänische, norwegische und amerikanische Flaggen wehen.

Der Fischfang hatte stets eine reiche Beute aufzuweisen, die in den magallanischen

Gewässern immer guten Absatz fand. Natürlich war auch dieser Erwerbszweig durch strenge Vorschriften, die der Kawdjer erlassen hatte, geregelt worden, die jedem Überschreiten des Vernünftigen und Erlaubten ein Ziel setzten. An der Küste hatten sich Wolfsjäger niedergelassen, Leute verschiedener Herkunft, Heimatlose, deren Überwachung Hartlepool im Anfang schwere Mühe kostete. Aber nach und nach wurden auch diese Abenteurer gefügig und zivilisierten sich unter dem Einfluß ihrer neuen, geregelten Existenz. Das seßhafte Leben milderte die Sitten dieser haltlosen Vagabunden. Sie fühlten sich in der Ausübung ihres rauhen Handwerkes ganz glücklich, das sie vor jedem Mangel schützte. Die Art des Erlegens dieser ungefährlichen Wassertiere hatte sich nicht geändert; sie war sehr einfach: *salir e dar una paliza*, wie die Wolfsjäger sagen: hinspringen und Stockschläge austeilen, das war noch die gebräuchliche Methode, eine andere Waffe konnte gegen diese armen Tiere nicht in Anwendung kommen.

Zu dem Geschäfte des Fischfanges und der Jagd auf Seewölfe kamen noch die Streifzüge nach Walfischen, die in diesen Breiten sehr ertragreich sind. Die Wasserstraßen des Archipels können jährlich tausend Walfische liefern. Die Walfischfänger, welche wissen, daß ihnen Liberia alles bieten kann, was früher nur in Punta-Arenas zu finden war, besuchen während der guten Jahreszeit mit Vorliebe die die Insel Hoste umgebenden Meeresstraßen.

Auch die Ausbeutung des Strandes bildete einen eigenen Handelszweig; Milliarden eßbarer Muscheln einer sehr geschätzten Gattung bedeckten ihn, sie wurden in ganzen Schiffsladungen fortgeschafft und in den Städten Südamerikas wurde das Kilogramm um fünf Piaster verkauft.

Den Muscheln schlossen sich die Krustentiere an. In den unterseeischen Algen der Buchten der Insel lebten Krabben von solch riesenhafter Größe, daß zwei

solche Tiere zur täglichen Ernährung eines Menschen mit gesundem Appetit genügten.

Diese Krabben sind jedoch nicht die einzigen Repräsentanten der Gattung; es kommen auch Hummern und Langusten an der Küste vor. Wieder war ein Plan des Kaw-djer zur Verwirklichung gelangt: Halg hatte in Neudorf eine Konservenfabrik errichtet, die diese Krustentiere in die ganze Welt versandte und ausgezeichnete Geschäfte machte. Halg war jetzt achtundzwanzig Jahre alt und der zufriedenste Mensch unter der Sonne. Er hatte eine liebende Frau und drei Kinder, zwei Mädchen und einen Knaben, erfreute sich der besten Gesundheit und eines stets anwachsenden Wohlstandes; nichts fehlte ihm, er war glücklich und der Kaw-djer konnte sich auch zu seinem Werk beglückwünschen.

Karoly teilte sich nicht mit seinem Sohne in die Leitung der Fabrik von Neudorf, auch hatte er die Fischerei aufgegeben. Der Hafen der Insel Hoste, der zwischen dem

Darwin-Sund und der Nassau-Bai gelegen war, hatte sich schon eine gewisse Berühmtheit erworben; viele Schiffe suchten darin Zuflucht und zogen ihn sogar dem Hafen von Punta-Arenas vor. Er war sicherer als der der chilenischen Kolonie, auch traf man viele Dampfer an, die hier gerne haltmachten, wenn sie von einem Ozean zum anderen wollten. Aus diesem Grunde hatte Karroly seine ehemalige Beschäftigung wieder aufgenommen, er war Hafen- und Lotsenkommandant geworden und die Schiffe, die nach Punta-Arenas oder zu den Niederlassungen an den Wasserstraßen wollten, nahmen oft seine Hilfe in Anspruch. Es fehlte ihm nie an Beschäftigung.

Er war jetzt im Besitze eines Kutters von fünfzig Tonnen, der dem heftigsten Wogenanprall Widerstand zu leisten vermochte. Mit diesem sicheren Fahrzeug, das fünf Mann Besatzung erforderte, und nicht mit der Wel-kiej, fuhr er den Schiffen bei jedem Wetter entgegen. Die Wel-kiej war in den Ruhestand versetzt; man

brauchte sie nicht mehr. Gewöhnlich lag sie im Hafen, eine alte, treue Dienerin, die das Gnadenbrot wohl verdient hatte.

Tüchtige Arbeiter nehmen sogleich eine neue Arbeit in Angriff, sobald die eine getan ist; so hatte auch der Kaw-djer, nachdem er Halgs Erziehung vollendet, er ein Mann geworden war, sich eine andere Lebensaufgabe gestellt und Dick als Schüler adoptiert. Dick hatte Halg durchaus nicht verdrängt; in dem weiten Herzen des Kaw-djer war Raum für beide vorhanden.

Dick war jetzt fast neunzehn Jahre alt und seit sechs Jahren hatte sich der Kaw-djer eingehend mit ihm beschäftigt. Er hatte staunenswerte Fortschritte in den Wissenschaften gemacht und verdiente schon den Namen eines Gelehrten. Bald wußte der Lehrer, den die Lebhaftigkeit der Auffassung und die Ausdauer seines Schülers mit großer Freude erfüllten, ihm nichts Neues mehr zu lehren.

Dick war durch die harte Schule, die er als Kind durchgemacht, und durch seine Teilnahme an so manchem bedeutungsvollen Ereignis frühreif geworden. Trotz seiner jungen Jahre war er eher der Jünger und Freund des Kaw-djer zu nennen als sein Schüler. Der gereifte Mann hatte vollkommenes Vertrauen zu dem Jüngling und betrachtete ihn als seinen Nachfolger. Germain Rivière und Hartlepool waren gewiß brave Leute, aber der erstere würde sich niemals entschlossen haben, seine Niederlassung im Walde, die ihresgleichen suchte, zu verlassen, um sich dem allgemeinen Wohle zu opfern. Und Hartlepool führte treu und zur vollsten Zufriedenheit jeden erhaltenen Befehl aus, kam aber erst als zweiter in Betracht. Auch fehlte beiden die allgemeine Übersicht und genügende Bildung, um ein Volk zu regieren, das nicht allein materiellen Interessen nachging. Harry Rhodes wäre noch der Tauglichste gewesen. Aber Harry Rhodes alterte und hatte nicht die nötige Energie, er würde ein solches Amt selbst abgelehnt haben.

Dick nannte alle Eigenschaften und Anlagen sein eigen, die das Amt eines künftigen Oberhauptes erforderte. Niemand konnte sich besser dazu eignen. Was Wissen, Einsicht und Charakterstärke anbelangte, besaß er alles für den Staatsmann Erforderliche; es war nur zu bedauern, daß solch herrliche Eigenschaften in diesem kleinen Wirkungskreise untergehen sollten. Aber keine Arbeit ist gering zu achten, die vollkommen getan ist, und der Kaw-djer glaubte mit Recht, daß Dick, wenn er auch nur das Glück von einigen tausend Menschen begründen half, doch Befriedigung in diesem schönen Berufe finden konnte.

Auch in politischer Hinsicht war die Lage die denkbar günstigste. Die Beziehungen der Insel Hoste mit der chilenischen Regierung waren ausgezeichnete. Chile konnte sich ein jedes Jahr mehr zu seiner Taktik Glück wünschen. Es erfreute sich moralischer und materieller Vorteile, die Argentina nie würde aufweisen können,

solange es nicht seine Verwaltungsmethode änderte.

Im Anfang hatte die Regierung von Santiago ein Gefühl der Besorgnis und Unzufriedenheit nicht unterdrücken können, als sie in Erfahrung brachte, daß der von Geheimnissen umgebene Mensch, dessen Anwesenheit auf dem Magalhães-Archipel schon ungerne gesehen wurde, jetzt die Regierungsgeschäfte auf der Insel Hoste leitete. Es war aber eine platonische Unzufriedenheit. Auf dieser unabhängigen Insel war man machtlos, der Person des Kaw-djer nachzuforschen, seine Herkunft festzustellen und von seiner Vergangenheit Rechenschaft zu fordern. Wenn dieser Mann seinerzeit den Zwang der Gesetze nicht ertragen konnte; wenn er sich auch in offener Rebellion gegen die geheiligte Autorität erhoben hatte; wenn er aus allen Ländern, die ein geordnetes Staatenwesen besaßen, vertrieben worden war – sein Benehmen ließ alle diese Hypothesen zu – und wenn er trotz allem auf der Neuen Insel geblieben wäre, dann wäre es den

Nachforschungen der chilenischen Polizei nicht entgangen! Aber als man sah, wie die zielbewußte Autorität des Kaw-djer nach der anarchistischen Bewegung die Ruhe auf der Insel wieder herzustellen wußte, als Handel und Gewerbe unter seiner Regierung aufblühten, der Wohlstand sich hob – ließ man ihn ruhig gewähren. Niemals hatte die leiseste Meinungsverschiedenheit zwischen dem Gouverneur der Insel Hoste und Punta-Arenas bestanden!

So vergingen fünf Jahre in Frieden und Wohlstand. Drei weitere kleine Orte waren auf der Insel entstanden und wetteiferten in bescheidener Weise mit Liberia. Die eine auf der Halbinsel Dumas, die andere auf der Halbinsel Pasteur und die dritte am äußersten Westpunkt der Insel, am Darwin-Sund, gegenüber der Insel Gordon. Der Kaw-djer suchte sie oft auf gelegentlich seiner Ritte durch die Wälder und Ebenen.

An der Küste hatten sich einige Yacana-Indianer mit ihren Familien niedergelassen

und feuerländische Dörfer gegründet und so das Beispiel jener ersten Indianer nachgeahmt, die dem Kaw-djer zuliebe mit ihren jahrhundertelangen Gewohnheiten, dem unsteten Nomadenleben gebrochen hatten, um sich in seiner Nähe, bei Neudorf, festzusetzen.

Um diese Zeit, im Dezember des Jahres 1860, erhielt Liberia zum ersten Male den Besuch des Gouverneurs von Punta-Arenas, des Herrn Aguire. Dieser fand nur Worte der Bewunderung für diese strebsame Nation, die weisen Maßnahmen, die ihr zum Wohlstand verholfen hatten, für die ungetrübte Einigkeit, die dies Volk der verschiedensten Nationalitäten zusammenhielt, für die Ordnung und das Glück, in dem alle Familien zu leben schienen. Natürlich beobachtete er aufmerksam den Mann, welcher einer so schweren Aufgabe gerecht geworden war und der nur unter dem Namen »Kaw-djer« gekannt sein wollte.

Er überschüttete ihn mit Lobpreisungen und Komplimenten.

»Diese hostelische Kolonie ist allein Ihr Werk, Herr Gouverneur, sagte er; Chile kann sich nur beglückwünschen. Ihnen zu einem solchen Feld der Tätigkeit verholfen zu haben!

– Ein Vertrag, begnügte sich der Kaw-djer zu antworten, hat diese Insel, die unabhängig war, der Herrschaft der chilenischen Regierung untertan gemacht. Es war nur gerecht, daß Chile ihr die Freiheit zurückerstattete.«

Herr Aguire verstand sehr gut den versteckten Sinn dieser Worte. Der Kaw-djer meinte, daß die Regierung von Chile kein Recht habe, irgendwelchen Dank zu beanspruchen.

»Jedenfalls, sagte Herr Aguire vorsichtig, glaube ich nicht, daß die Schiffbrüchigen des »Jonathan« sich jemals nach der Delagoa-Bai geseht haben ...

– Gewiß nicht, Herr Gouverneur! Dort wären sie der portugiesischen Regierung untertan gewesen, hier sind sie frei und unabhängig.

– Nun, so hat sich ja alles zum besten gewendet.

– Ja, zum besten, sagte der Kaw-djer.

– Wir hoffen, meinte Herr Aguire höflich, daß die guten Beziehungen zwischen Chile und der Insel Hoste immer fortbestehen werden.

– Auch wir hoffen das, sagte der Kaw-djer. Und vielleicht wird Ihre Regierung, nachdem sie sich von dem günstigen Erfolg ihrer Taktik auf der Insel Hoste überzeugt hat, dieselbe Taktik auch bei anderen Inseln des Archipels zur Anwendung bringen!«

Herr Aguire antwortete nur mit einem Lächeln, aus dem man alles herauslesen konnte, was man wollte.

Harry Rhodes, welcher mit seinen zwei Kollegen des Rates der Unterredung beiwohnte, trachtete dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

»Wenn man unsere Insel Hoste, sagte er, und die argentinischen Niederlassungen auf dem Feuerlande betrachtet, kommt man zu interessanten Vergleichen. Wie Sie ja selbst sehen, Herr Gouverneur, auf der einen Seite herrscht Wohlstand und Emporblühen, auf der anderen Niedergang und Verfall. Die Forderungen des Konsuls in Buenos-Aires schrecken die Kolonisten ab und auch die Schiffe werden durch seine Formalitäten abgehalten. Und aller Protest des Gouverneurs vom Feuerland ist nutzlos.

– Ich weiß es, sagte Herr Aguire. Mit Punta-Arenas ist die chilenische Regierung ganz anders verfahren. Auch wenn man eine Kolonie nicht ganz unabhängig stellt, kann man ihr doch mit vielen Privilegien helfen, die ihre Zukunft sichern.

– Herr Gouverneur, unterbrach ihn der Kaw-djer, ich weiß eine der kleinsten Inseln des Archipels, die nur ein kahler Felsen ist, ein Inselchen – dessen Unabhängigkeit ich mir von der chilenischen Regierung erbitten möchte!

– Welche Insel ist das?

– Der Felsen des Kap Hoorn.

– Was wollen Sie denn damit anfangen?
fragte Herr Aguire erstaunt.

– Ich will dort einen Leuchtturm erbauen, der auf diesem letzten Ausläufer des amerikanischen Kontinents unendlich wichtig sein würde! Eine Beleuchtung dieser Breiten wäre nicht allein von größtem Vorteil für jene Schiffe, die die Insel Hoste anlaufen, sondern für alle, die das gefährliche Kap zwischen dem Atlantischen und Stillen Ozean passieren.«

Harry Rhodes, Hartlepool und Germain Rivière, welche um das Projekt des Kaw-

djer wußten, unterstützten sein Ansuchen aufs kräftigste und betonten auch ihrerseits die Notwendigkeit eines Leuchtturmes, die Herr Aguire auch gar nicht in Abrede stellte.

»Die Regierung der Insel Hoste wäre geneigt, fragte er, den Leuchtturm zu erbauen?

– Ja, sagte der Kaw-djer.

– Auf ihre Kosten?

– Auf ihre Kosten – aber unter der formellen Bedingung, daß Chile ihr das Besitzrecht der Insel verleiht. Länger als sechs Jahre mache ich Ihrer Regierung denselben Vorschlag und kann keine Entscheidung erlangen.

– Was hat man Ihnen geantwortet? fragte Herr Aguire.

– Worte, Phrasen, sonst nichts. Man sagt weder »ja« noch »nein«. Wenn das so

weitergeht, können sich die Unterhandlungen jahrhundertlang hinausziehen. Und während dieser Zeit zerschellen die Schiffe auf dieser gefährlichen Insel, die in ewiger Finsternis ihren Blicken verborgen bleibt.«

Herr Aguire war sehr erstaunt, vielleicht nur äußerlich; er war zu sehr mit der Art der Administration vertraut, um wirklich zu erstaunen. Aber er versprach, sich der Sache anzunehmen und bei der Regierung in Santiago – wohin er sich jetzt begab – das Ansuchen des Kaw-djer zu befürworten und seinen ganzen Einfluß aufzubieten, daß es bald erledigt werde.

Er hielt auch Wort und seine Fürsprache schien erfolgreich gewesen zu sein, denn nach einem Monat hielt der Kaw-djer die Antwort in Händen. Nach jahrelangem Hinausziehen hatte man endlich einen Entschluß gefaßt: Die Regierung von Chile nahm den Vorschlag des Kaw-djer an. Am 25. Dezember wurde eine Urkunde von beiden Staaten unterzeichnet des

Wortlautes: Der hostelische Staat wurde Eigentümer der Insel des Kap Hoorn unter der Bedingung, daß er auf ihrem höchsten Punkte auf eigene Kosten einen Leuchtturm errichtet.

Der Kaw-djer, der schon längst alle Vorbereitungen getroffen hatte, ließ mit den Arbeiten sogleich beginnen. Nach annähernden Berechnungen waren schlimmstenfalls zwei Jahre nötig, um den Bau zum Abschluß zu bringen und den Schiffen aller Nationen diesen wichtigen Dienst zu leisten.

In dieser Unternehmung erblickte der Kaw-djer den Schlußstein seiner Tätigkeit. Die Insel Hoste war wohl organisiert und erfreute sich des Friedens, gediegener Wohlstand hatte das einstige Elend ersetzt, das hatte er zustandegebracht; jetzt wollte er noch viele Tausende von Menschenleben retten, die an dieser Stelle, wo die zwei größten Ozeane der Erde zusammenfließen, gefährdet waren – dann betrachtete er seine Lebensaufgabe als gelöst.

Und sie war schön! Und nach ihrer
Vollendung hatte er auch ein Recht, an sich
selbst zu denken und ein Amt
niederzulegen, das ihm bis in die innersten
Daseinsfibern widerstrebte.

Wenn auch der Kaw-djer »regierte« und
eigentlich der größte Despot war, so war er
doch kein glücklicher Despot. Die lange
Gewohnheit des Herrschens hatte ihm das
Amt nicht lieber gemacht, er übte es sehr
wider seinen Willen aus. Er selbst bäumte
sich gegen alle Autorität auf und das war
ihm stets peinlich, die seine bei anderen zur
Geltung bringen zu müssen. Er war
derselbe energische, verschlossene und
traurige Mann geblieben, den man an jenem
fernliegenden Tage, der den Emigranten
fast zum Verderben geworden wäre, zum
ersten Male erblickt hatte. Die anderen
hatte er damals gerettet – und dabei sich
selbst verloren. Er war gezwungen worden,
auf seine Illusionen zu verzichten, er hatte
sich vor den Tatsachen beugen müssen und
hatte das Opfer heldenmütig gebracht –
aber in seinem Herzen war der alte Traum

noch nicht erstorben. Wenn unsere Gedanken nur eine Entfaltung unserer natürlichen Instinkte sind, leben sie ihr eigenes Leben, das von unserer Vernunft und unserem Willen unabhängig ist. Sie kämpfen gegen die Tatsachen an wie Wesen, die nicht sterben wollen. Die Gegenbeweise müßten überwältigend sein, um uns ganz überzeugen zu können, alles in uns strebt wieder den Gedanken zu, die einst unser Glück ausgemacht.

Jetzt aber fühlte er sich frei, der Opfermut war nicht mehr geboten, jetzt weckte das Schicksal der Hostelianer keine Regung des Mitleides mehr, jetzt wachte die alte, lange gehegte Überzeugung wieder auf und jetzt wurde der Despot wieder der leidenschaftliche Freisinnige von einstens.

Diese Umwandlung hatte Harry Rhodes bemerkt; sie wurde immer deutlicher zu erkennen, je mehr sich der Wohlstand der Insel hob. Sie wurde ganz klar, als der Kaw-djer den Leuchtturm für beendet ansehen konnte und damit seine

Lebensmission erfüllt sah. Und schließlich scheute er sich auch nicht, seine Gedanken in Worte zu fassen. Harry Rhodes hatte einmal gelegentlich einer freundschaftlichen Unterhaltung, in deren Verlaufe längstvergangene Tage lebendig wurden, die vielen Wohltaten berührt, die man dem Kaw-djer verdankte; seine Antwort darauf war eine nicht mißzuverstehende Erklärung:

»Ich habe die Aufgabe übernommen, auf dieser Insel eine Kolonie zu begründen. Ich habe mein Möglichstes getan, um meine Pflichten zu erfüllen. Jetzt ist das Werk vollendet und ich betrachte meine Verpflichtungen für gelöst. Dadurch werde ich den Beweis liefern, hoffe ich, daß doch ein Land existieren kann ohne Tyrann.

– Ein Staatsoberhaupt muß doch nicht gleichzeitig Tyrann sein, sagte Harry Rhodes tief bewegt; Sie liefern ja den besten Beweis in Ihrer Person! Aber eine Gesellschaft ohne Autorität kann nicht

bestehen, man möge ihr einen Namen wie immer beilegen.

– Meine Ansicht ist anders, antwortete der Kaw-djer. Ich finde, daß die Autorität aufzuhören hat, sobald sie nicht mehr durch zwingende Gründe geboten ist.«

Man sieht daraus, wie der Kaw-djer immer noch seinen utopistischen Ideen nachhing, er behielt noch Illusionen über die menschliche Natur, alles Erlebte hatte ihm den Glauben nicht nehmen können, daß die Menschheit auch ohne die Unterstützung von Gesetzen imstande sein kann, die vielen Schwierigkeiten des Lebens beizulegen, die der Konflikt der individuellen Interessen mit sich bringt. Harry Rhodes sah mit tiefer Trauer die Fortschritte, die sein Freund auf der längst verlassenen Bahn machte und befürchtete einen schlimmen Ausgang. Fast wünschte er, daß irgendein Zwischenfall – und sollte er selbst die friedliche Existenz der Hostelianer untergraben – den Kaw-djer

neuerdings von seinem Irrtum heilen möchte.

Leider sollte dieser frevlerische Wunsch nur zu bald Erfüllung finden.

In den ersten Tagen des März 1891 verbreitete sich das Gerücht, daß ein Goldlager von bedeutender Ausdehnung in den Bergen entdeckt worden sei. Daran war an und für sich nichts Schreckliches! Jedermann freute sich im Gegenteil darüber und selbst die Weitsehendsten unter den Hostelianern, darunter Harry Rhodes, teilten die allgemeine Begeisterung. Es wurde zum Festtag für die Bevölkerung von Liberia.

Der Kaw-djer war der einzige, welcher weiter sah. Er begriff im Augenblick die notwendige Folge dieser Entdeckung und sah die latenten Erstarrungsgewalten darunter schlummern. Und während sich alle um ihm lautem Jubel hingaben, blieb er allein finster und in sich gekehrt; schon jetzt drückten ihn die Schreckenstage

nieder, die die nicht allzu ferne Zukunft mit sich bringen mußte.

XI. Das Goldfieber

Am Morgen des 6. März war das Gold entdeckt worden.

Einige Hostelianer, Edward Rhodes an der Spitze, hatten einen Jagdausflug in die Berge unternommen und waren frühmorgens mit einem Wagen von Liberia aufgebrochen. Etwa zwanzig Kilometer im Südwesten der Stadt, auf dem Westabhang der Halbinsel Hardy, machten sie am Fuße des Gebirges – der Sentry Boxes – halt. Dort breiteten sich weitgedehnte Wälder aus, die noch nicht verwertet waren und die den Zufluchtsort der auf der Insel Hoste einheimischen Raubtiere bildeten; das Puma und der Jaguar mußten ausgerottet werden, denn viele Schafe waren ihnen schon zum Opfer gefallen.

Die Jäger durchstreiften den Wald; unterwegs hatten sie zwei Puma erlegt und

eben einen Wildbach erreicht, als ein mächtiger Jaguar vor ihnen auftauchte.

Edward Rhodes glaubte ihn in richtiger Schußweite vor sich zu sehen und drückte ab, aber die Kugel drang nur in die linke Flanke des Tieres, ohne es tödlich zu verwunden. Mit einem eher zornigen als schmerzhaften Knurren tat er einen gewaltigen Sprung auf den Bach zu und verschwand im Gehölz.

Aber Edward Rhodes hatte Zeit gefunden, ihm eine zweite Kugel nachzusenden, die ihr Ziel jedoch nicht erreichte, sondern an dem Felsen aufprellte und ein Stück des Gesteines loslöste.

Vielleicht würden die Jäger den Ort ruhig verlassen haben, hätte nicht ein Leuchten die Blicke Edward Rhodes' angezogen, das von dem losgelösten Felsstück herkam. Interessiert trat er näher und betrachtete den Stein aufmerksam.

Es war Quarz, der von feinen glänzenden Adern durchzogen war, in denen Edward Rhodes leicht Goldparzellen erkannte.

Er war sehr erregt ob dieser Entdeckung. Gold! ... Die Insel Hoste barg Gold! ... Dieser Felssplitter bewies es.

Es lag nichts Erstaunliches darin! Hatte man nicht in der Umgebung von Punta-Arenas, auf dem Feuerland, den anderen Inseln des Magalhães-Archipels und in Patagonien Spuren von Gold gefunden?

Und das gigantische Rückgrat der beiden amerikanischen Kontinente, ist es nicht goldführend, das Felsengebirge, die Kordilleren oder Anden, die ganze lange Linie von Alaska bis zum Kap Hoorn hinab; seit mehr als vier Jahrhunderten gewinnt man das Metall aus dem nie versiegenden Boden, dessen Ausbeute bis jetzt einen Wert von fünfundvierzig Milliarden Franken aufwies.

Edward Rhodes begriff die Tragweite seiner Entdeckung. Er hätte sie am liebsten nur seinem Vater und dem Kaw-djer mitgeteilt, sonst aber verschwiegen. Aber das war nicht möglich! Er war nicht allein; auch seine Jagdgenossen hatten das Gestein untersucht und auch andere Stücke losgebrochen, die alle Gold enthielten.

Das Geheimnis war nicht zu hüten, noch am selben Tage wußte die ganze Insel davon und freute sich, daß sie Klondyke, Transvaal und El Dorado nicht mehr zu beneiden brauchte.

Aber zu dieser Jahreszeit konnte man an keine Ausbeutung mehr denken. In wenigen Tagen war das Herbstäquinoktium zu erwarten und in den Breiten der Insel Hoste ist es um diese Zeit, vor Eintreffen des Winters, unmöglich, ein derartiges Unternehmen in Angriff zu nehmen. Augenblickliche Konsequenzen konnte der Fund Edward Rhodes' nicht nach sich ziehen.

Der Sommer neigte sich dem Ende zu, das Wetter war stets günstig gewesen und die Ernte war in diesem zehnten Jahre nach der Gründung der Kolonie besonders ausgiebig. Neue Sägewerke waren im Inneren der Insel erbaut worden, teils mit Dampf- teils mit elektrischem Betrieb. Die Fischerei und die Konservenfabrik verkauften ihre Produkte zu sehr guten Preisen und die Ladung der Schiffe im Hafen, die kamen und gingen, belief sich auf zweiunddreißigtausendsiebenhundertfünfundneunzig Tonnen.

Während des Winters mußten die am Kap Hoorn begonnenen Arbeiten eingestellt werden; bisher waren sie rasch vorwärtsgeschritten, trotz der Distanz der Insel Hoorn, welche fast fünfundsiebzig Kilometer von der Halbinsel Hardy entfernt war, und trotz der Schwierigkeiten, die der Transport des Materiales auf diesem klippenstarrenden, unsicheren Meere mit sich brachte.

Wie gewöhnlich brachte die schlechte Jahreszeit heftige Schneestürme mit sich, aber die Kälte war nicht sehr groß und selbst im Juli fiel die Temperatur niemals unter zehn Grade unter Null herab.

Aber jetzt fürchteten die Hostelianer das Klima nicht mehr, denn der allgemeine Wohlstand hatte allen Familien ermöglicht, sich gut gegen Kälte zu verwahren. Es gab keinen Mangel mehr auf der Insel Hoste und Verbrechen, an Personen oder Sachen verübt, hatten nie die öffentliche Ordnung gestört. Kleine Meinungsverschiedenheiten machten die Leute gewöhnlich untereinander aus, sie kamen gar nicht vor Gericht.

Keine Gefahr würde die Insel bedroht haben, wäre nicht das Gold entdeckt worden: das konnte zu ernsten Folgen führen, denn die Habgier der Menschen ist groß.

Und der Kaw-djer hatte sich nicht geirrt. Die erste Nachricht hatte ihn mit finsternen

Vorahnungen erfüllt und bei weiterem Nachdenken verdüsterten sie sich noch. Bei der nächsten Ratsversammlung verbarg er seine Befürchtungen nicht länger.

»Gerade jetzt, sagte er, wo unser Werk so schön vollendet ist, wo wir nur mehr die Früchte unserer Mühen zu ernten hätten, muß ein verdammungswürdiger Zufall diesen Gärungsstoff finden lassen, der Zwistigkeiten und den Ruin herbeiführen wird!

– Unser Freund geht zu weit, sagte Harry Rhodes, welcher die Sache mit weniger pessimistischen Blicken betrachtete. Daß Zwistigkeiten entstehen werden, gebe ich zu, aber bis zum Ruin ist's noch weit! ...

– Ja, es wird uns ruinieren, behauptete der Kaw-djer; jede Entdeckung von goldhaltigem Gestein hat zum Ruin des betreffenden Landes geführt!

– Aber das Gold ist schließlich nur eine Ware wie jede andere, sagte Harry Rhodes.

- Die unnützeste von allen.
- Gar nicht! Die allernützlichste, nachdem man alles andere für Gold eintauschen kann!
- Was liegt daran, sagte der Kaw-djer erregt, wenn so viel geopfert werden muß, um es zu erlangen. Die meisten Goldsucher gehen elend zugrunde. Und wenn einer einmal vom Glück begünstigt wird, zerstört die Leichtigkeit seines Erfolges auf immer sein klares Urteil. Sie finden an leicht zu erreichenden Vergnügungen Gefallen, der Überfluß wird ihnen zur Notwendigkeit, und wenn sie durch solche materielle Freuden verweichlicht sind, sind sie jeden ernststen Aufraffens unfähig. Im gewöhnlichen Sinne des Wortes mögen sie sich ja bereichert haben, aber nach wirklicher menschlicher Bedeutung sind sie verarmt. Das sind keine Menschen mehr!
- Ich stimme mit dem Kaw-djer überein, sagte Germain Rivière. Man muß auch bedenken, daß man auf keine Ernte rechnen

kann, wenn man die Felder im Stiche läßt. Was nützt der Reichtum, wenn man verhungert! Auch ich fürchte, unsere Bevölkerung wird der Versuchung nicht widerstehen können. Fast glaube ich, die Landleute werden den Acker, die Arbeiter die Fabriken verlassen, um sich am Gold schneller bereichern zu wollen und zu den Placers zu eilen.

– Gold! ... Gold! Der Goldhunger! wiederholte der Kaw-djer. Keine schlimmere Strafe konnte unser Vaterland treffen!«

Harry Rhodes war nun doch bekehrt.

»Angenommen, daß Sie recht haben, sagte er, liegt es nicht in unserer Macht, das Übel zu bekämpfen!

– Nein, mein lieber Rhodes, antwortete der Kaw-djer; man kann gegen eine Epidemie ankämpfen, aber gegen das Goldfieber gibt es keine Rettung. Das ist das sicherste Zerstörungsmittel für jede Organisation.

Kann man daran noch zweifeln, wenn man überdenkt, was sich in den goldführenden Distrikten der Alten und Neuen Welt, Australiens, Kaliforniens und Südamerikas abgespielt hat? Die notwendigen Arbeiten sind aufgegeben worden, die Kolonisten haben Städte und Felder verlassen und die Familien sind an die Placers gezogen. Das vorgefundene Gold hat man dann verschleudert, wie es bei jedem zu leichten Gewinn der Fall ist, und nichts ist diesen unglücklichen Betörten zum Schluß übrig geblieben.«

Der Kaw-djer sprach mit großer Lebhaftigkeit, die bewies, wie sehr ihm das Thema am Herzen lag.

»Und dann lauert die Gefahr nicht nur von innen, sondern auch von außen: alle Abenteurer, alle degenerierten Existenzen, welche die Goldländer überfallen und Unfrieden stiften und zu Tötlichkeiten greifen – alles, um den Eingeweiden der Erde das gelbe Metall zu entreißen. Von allen Teilen der Welt kommen sie herbei,

lawinengleich, die hinter sich die Zerstörung, das Nichts lassen. Ach! Warum muß auch unsere Insel dies alles durchmachen!

– Können wir gar nicht mehr hoffen? fragte Harry Rhodes sehr bewegt. Wenn sich die Nachricht nicht verbreitet, würden wir vor einer Invasion bewahrt.

– Nein, sagte der Kaw-djer, es ist zu spät, um das Übel zu verhüten. Man ahnt ja nicht, wie unendlich schnell sich die Kunde von der Entdeckung eines neuen Goldlagers auf der ganzen Welt verbreitet! Das muß durch die Luft vermittelt werden, die Winde müssen diese ansteckende Pest weitertragen, der die Besten und Weisesten zum Opfer fallen!«

Der Rat wurde, ohne einen Entschluß zu fassen, aufgehoben; es ließ sich nichts tun. Wie der Kaw-djer gesagt hatte: man kann gegen das Goldfieber nicht ankämpfen.

Bis jetzt war ja noch nichts verloren. Vielleicht war das Lager gar nicht so reichhaltig, wie man meinte, so daß es bald erschöpft war. Vielleicht waren die Goldparzellen so weit versprengt, daß es die Ausbeutung nicht lohnte! Um darüber Gewißheit zu erlangen, mußte man erst das Schmelzen des Schnees abwarten, der jetzt noch die Insel hoch bedeckte.

Beim Wehen der ersten Frühlingslüfte waren alle Befürchtungen des Kaw-djer bestätigt. Kaum trat Tauwetter ein, als die unternehmendsten Kolonisten sich in Goldgräber verwandelten, Liberia verließen und dem Glück nachjagten. Sie eilten alle nach dem Golden Creek – diesen Namen hatte man dem Wildbach beigelegt – an dessen Ufer Edward Rhodes die ersten Goldspuren gefunden hatte. Ihr Beispiel fand Nachfolger, trotz aller Bemühungen des Kaw-djer und seiner Freunde, und weitere Abreisen mehrten sich. Seit dem 5. November hatten sich einige hundert Hostelianer, vom Goldfieber gepackt, in die

Berge begeben und suchten sich ein Placer aus, um es auszubeuten.

Die Goldwäscherei ist nicht mit großen Schwierigkeiten verbunden. Handelt es sich um eine Ader, so folgt man ihr, indem man dem Felsen mit der Spitzhacke zu Leibe geht; dann verkleinert man die abgehauenen Stücke und nimmt die Metallparzellen heraus, die darin enthalten sind. So arbeitet man in den Goldbergwerken Transvaals. Aber es ist leichter gesagt: die Ader verfolgen, als ausgeführt. Oft verschwinden die Goldfäden plötzlich, verzweigen sich auch und es ist oft schwer, sie wiederzufinden. Oft verlieren sie sich auch bald tief in die Erde; dann muß eine Mine geöffnet werden, was angenehme und unangenehme Überraschungen mit sich bringen kann. Der Quarz ist ferner ein sehr hartes Gestein und, um es zu zerkleinern, sind kostspielige Maschinen erforderlich. Einzelne Arbeiter können die Ausbeutung einer Mine nicht in Angriff nehmen, das bleibt Gesellschaften

vorbehalten, die über tüchtige Arbeitskräfte und genügendes Kapital verfügen.

Haben arme Goldsucher eine solche Mine entdeckt, so versichern sie sich schnell einer Konzession, die sie dann um hohen Preis einem reichen Unternehmen verkaufen.

Wer auf eigene Rechnung Gold finden will, verzichtet von vorneherein auf die Minenarbeit und befaßt sich mit Goldwäscherei. Man sucht das in der Nähe goldführender Felsen zu findende Alluvium auf, das durch die jahrhundertelange Einwirkung von Eis, Wind und fließendes Wasser auf die Gesteine gebildet worden ist. Das Wasser hat notwendigerweise Goldparzellen mitgerissen, die sich sehr leicht von dem Sande trennen lassen. Man braucht nur ein flaches Gefäß und ein wenig Wasser, um das Gold herauszuwaschen.

Natürlich bedienen sich die Hostelianer dieser einfachsten Hilfsmittel. Die ersten

Erfolge waren sehr ermutigend. An den Ufern des Golden Creek zog sich eine mehrere Kilometer lange und zwei- bis dreihundert Meter breite Schlammschicht hin, die acht Fuß dick war. Da fand man in jeder Schale Gold, meist nur Staubkörner, und von zu erwartenden, fabelhaften Reichtümern war keine Spur! Aber die kleinen Erfolge genügten, um den Leuten den Kopf zu verdrehen, die bisher nur durch harte Arbeit ihr Leben verdient hatten.

Man hätte der Verwaltung Vorwürfe machen können, wenn sie nicht die Ausbeutung der Placers geregelt hätte. Die Goldlager waren Gesamteigentum und der Staat konnte sie zugunsten einzelner vergeben. Der Kaw-djer hatte mit seinen persönlichen Ideen abgeschlossen und betrachtete das Problem von demselben Gesichtspunkt aus wie die übrige Menschheit. Er glaubte die günstigste Lösung für das Volk gefunden zu haben, dessen Oberhaupt er war. Während des Winters hatte er sich oft mit Dick

besprochen, den er in alle seine Entscheidungen einweihte. Beide kamen dahin überein, daß ein dreifaches Ziel anzustreben sei: man mußte versuchen, die Anzahl derjenigen, die auf die Suche nach Gold ausgingen, auf ein Minimum zu beschränken; der Kolonie von den der Erde entrissenen Schätzen einen möglichst großen Gewinn zu sichern; und jeden Fremdenzufluß, der zu befürchten stand, zu beschränken, wenn möglich, zurückzuweisen.

Das zu Ende des Winters ausgegebene Gesetz hatte alle drei Punkte in Rechnung gezogen: Das Recht der Ausbeutung mußte in Gestalt einer Konzession erkauft werden, die Maximalausdehnung dieser Konzession wurde auch bestimmt und ferner festgesetzt, daß ein Viertel des gegrabenen Goldes zum Besten der Gemeinsamkeit in die Staatskassen abgeliefert werden müsse. Diese Konzessionen wurden nur an Hostelianer ausgegeben, und auf diesen Titel konnte nur jemand Anspruch erheben, der länger als ein Jahr die Insel Hoste

bewohnt hatte, die Genehmigung des Gouverneurs blieb vorbehalten.

Jetzt war das Gesetz verkündet, nun mußte es befolgt werden.

Es stieß gleich anfangs auf große Schwierigkeiten. Die Kolonisten sahen nicht die Vorteile, die es ihnen bot, sondern fühlten bloß das Unangenehme heraus. Warum erst eine Konzession verlangen und bezahlen, wenn man das Gold nur zu nehmen brauchte. Jeder Mensch hat das Recht, in der Erde zu graben und Sand zu waschen. Warum sollte man ein Viertel der Frucht dieser Arbeit abliefern müssen an solche, die sich gar nicht damit befaßt hatten! Eigentlich teilte ja der Kaw-djer diese Anschauungen; aber wer die furchtbare Mission auf sich genommen hat, seine Nächsten zu leiten, muß seine persönliche Vorliebe zum Opfer bringen können, wenn nötig. Es mußte doch in die Augen springen, daß die braven, klugen Kolonisten, die der Ansteckung tapfer widerstanden, eine Ermutigung verdienten,

und diese Ermutigung bestand darin, daß ihnen der Kaw-djer auch einen, allerdings kleinen Teil der Ausbeute sicherte.

Wurde dem Gesetze nicht gutwillig Folge geleistet, so mußte der Zwang in Kraft treten.

Der Kaw-djer verfügte in Liberia nur über fünfzig Mann der stehenden Polizei, aber neunhundertfünfzig andere Hostelianer standen auf der Liste verzeichnet, aus der die ältesten immer durch jüngere Kräfte ersetzt wurden. Gegen tausend bewaffnete Männer konnten immer rasch versammelt sein. Ein Aufruf berief sie zusammen.

Nur siebenhundertfünfzig Hostelianer fanden sich ein. Die anderen zweihundert waren Abtrünnige, die sich auch in die Placers begeben und am Golden Creek ihr Lager aufgeschlagen hatten.

Der Kaw-djer teilte seine Kräfte in zwei Gruppen. Fünfhundert Mann wurden an die Küste entsendet, um sich der heimlichen

Ausfuhr des Goldes zu widersetzen. An die Spitze der dreihundert anderen stellte er sich selbst, teilte sie in zwanzig Gruppen, deren jede unter den Befehl ihm ergebener, verlässlicher Männer gestellt war und begab sich mit ihnen in die Gegend der Placers.

Die kleine Armee wurde über die Halbinsel verteilt und stieg an den Sentry Boxes nach Norden an, indem sie alles vor sich hertrieb. Die unterwegs aufgegriffenen Goldgräber wurden unbarmherzig mitgestoßen, wenn sie nicht Gehorsam versprochen.

Diese Methode hatte Erfolg. Einige wurden gezwungen, den Kaufschilling in barem Gelde zu erlegen und ihr gewähltes Arbeitsfeld wurde genau abgegrenzt.

Aber die Majorität besaß nicht die für die Konzession zu bezahlende Summe und mußte auf ihr Unternehmen verzichten. Die Anzahl der Goldwäscher verringerte sich daher bedeutend.

Aber bald wurde die Situation ernst. Diejenigen, welche die Konzession nicht kaufen konnten, umgingen während der Nacht die vom Kaw-djer befehligten Truppen und ließen sich am Golden Creek an derselben Stelle nieder, von der man sie verjagt hatte. Und das Übel wuchs noch mehr an. Durch die Erfolge der ersten Kolonisten angeregt, langte eine zweite Serie Hostelianer auf dem Schauplatz an. Nach den dem Kaw-djer zugegangenen Nachrichten war die ganze Insel infiziert. Der Krankheitsherd war nicht mehr der Golden Creek allein, unzählige Goldsucher durchforschten die Berge der Mitte und im Norden.

Man hatte geschlossen, daß nicht allein die Stelle bei den Sentry Boxes die einzig goldführende sein könne; alles ließ vielmehr vermuten, daß auch in anderen Wasserläufen, die demselben Bergsystem angehörten, das Metall sich finden müsse. Sie jagten nun nach allen Seiten darnach, von der Spitze der Halbinsel Hardy und den

Ausläufern der Halbinsel Pasteur bis zum Darwin-Sund.

Einige Grabungen hatten zu kleinen Erfolgen geführt, was das allgemeine Fieber vermehrte. Die Faszination, die das Gold auf die Gemüter ausübte, wurde immer mächtiger. In wenigen Wochen war Liberia völlig geleert und auch die Bauernhöfe und einzelnen Hütten wurden von ihren Bewohnern geflohen. Männer, Frauen und Kinder eilten in die Placers. Einige bereicherten sich rasch, wenn sie eine Anhäufung von Goldkörnern entdeckten, die die Gewalt des Gebirgswassers vor urdenklicher Zeit hier aufgespeichert hatte. Aber auch jene gaben die Hoffnung nicht auf, die durch Wochen fleißiger Arbeit nichts erreicht hatten. Alle wurden angezogen; es war, als ob dem Gold eine magnetische Kraft innewohne, der die menschliche Vernunft nicht widerstehen konnte. Bald waren in Liberia nur mehr hundert Kolonisten, die letzten, die ihren Familien und Geschäften treublieben, die

durch das Treiben aber sehr geschädigt wurden.

Es war eine traurige, aber wahre Tatsache, daß die Indianer, die sich auf der Insel ein Heim gegründet hatten, der Versuchung ganz widerstanden. Zur Ehre dieser bescheidenen Feuerländer sei es gesagt: die Erhaltung so manchen Bauerngutes, so mancher Wirtschaft war ihrem treuen Sinn zu verdanken und ihrer ehrlichen Natur, die sich nicht mitreißen ließ. Und dann hörten diese armen Leute auf die Worte des Kaw-djer und es wäre ihnen nicht in den Sinn gekommen, seine unzähligen Wohltaten jetzt mit Undankbarkeit zu vergelten.

Und es wurde immer schlimmer. Bald kam der Moment, wo die Bemannung der im Hafen liegenden Schiffe auch dem verderblichen Beispiel folgte. Jeder Tag brachte neue Desertionen. Ohne ein Wort verlauten zu lassen, verließen die Matrosen ihr Schiff und verschwanden im Inneren der Insel, vom Goldfieber berauscht. Die Schiffskapitäne beeilten sich, Neudorf

schnell zu verlassen und schlossen ihre Geschäfte gar nicht fertig ab. Natürlich würden sie erzählen, in welche Gefahr sie sich begeben, und kein Schiff würde mehr den Hafen anlaufen wollen.

Auch diejenigen verschonte die Ansteckung nicht, deren Pflicht es war, sie zu bekämpfen. Die vom Kaw-djer zur Beaufsichtigung der Küste ausgesandten Streifpatrouillen waren bald nicht mehr zu sehen und zu hören. Von den fünfhundert hatten zwanzig ihre Pflicht erfüllt. Die Truppe, die unter seinem persönlichen Befehl stand, schmolz zusammen wie ein Stückchen Eis. Keine Nacht verging, ohne daß sie nicht von einigen zur Flucht benützt worden wäre. In vierzehn Tagen bestand sie anstatt aus dreihundert – aus fünfzig Männern.

Trotz aller Energie fühlte sich der Kaw-djer jetzt sehr entmutigt. Er hatte sich nach einem jahrelang dauernden Bruche wieder an Menschen angeschlossen, weil er ihnen Gutes erweisen wollte – und jetzt enthüllte

diese Menschheit zynisch vor seinen
Blicken all ihre Fehler, ihre Schmach, ihre
Laster. Was er so mühsam aufgebaut –
stürzte in einem Augenblick zusammen;
weil der Zufall aus einem Felsensplitter
einige Goldparzellen blitzen ließ, mußte
diese unglückliche Kolonie dem Verderben
anheimfallen!

Er konnte nicht mehr dagegen ankämpfen.
Die treuesten Anhänger verließen ihn wie
die anderen. Mit dieser Handvoll
Menschen, die er noch sein eigen nannte,
und die ihn morgen verlassen haben konnte,
war es unmöglich, die gesamte
Bevölkerung zur Vernunft zu bringen.

Der Kaw-djer kehrte nach Liberia zurück.
Er konnte nichts mehr tun. Wie ein
entfesselter Bergstrom tobte das Unglück
durch die Insel und verwüstete sie; man
mußte warten, bis sich seine Heftigkeit
gelegt hatte.

Fast schien es, als sollte dieser ersehnte
Augenblick kommen. Am 15. Dezember,

vierzehn Tage nach der Rückkehr des Kaw-djer in die Hauptstadt, kamen einige Liberier zurück. In den folgenden Tagen wieder; für einen Kolonisten, der auszog, kehrten zwei aus den Placers wieder.

Zwei Ursachen waren daran schuld. Erstens war das Goldgraben durchaus nicht so leicht, als man es sich vorgestellt hatte; den Felsen zu behauen oder Gold zu waschen von früh bis abends ist keine leichte Arbeit, allein die Hoffnung auf raschen Gewinn kann sie erträglich machen. Man brauchte sich nicht nur zu bücken, um die Goldkörner aufzuheben – wie man gemeint hatte. Auf einen, den der Glücksstern zu einer Anschwemmung von Gold geführt hatte, kamen Hunderte, denen ihr neues Handwerk, das viel schwerer war als ihre bisherigen Beschäftigungen, kaum einen Gewinn brachte. Man hatte den fabelhaften Berichten zu viel Glauben geschenkt! Da mußte viel abgerechnet werden. Es war nicht zu leugnen, daß es Gold auf der Insel Hoste gab, viel Gold! Aber man konnte es nicht mit der Hand aufheben, wie man

einfältigerweise geglaubt hatte. Für viele Kolonisten war das eine fürchterliche Enttäuschung, die um so größer war, je höher ihre Erwartungen sich verstiegen hatten.

Anderseits begannen die Folgen des Abbruches aller Handelsbeziehungen und des Stillstandes in den Feldarbeiten fühlbar zu werden. Noch mangelte nichts. Aber die Preise waren sehr in die Höhe gestiegen; nur diejenigen, die Glück hatten auf der Goldjagd, brauchten nicht besorgt zu sein. Um so mehr bedrückte die Teuerung die anderen, für die das Erhaschen einiger weniger Goldkörner den Tagelohn nicht ersetzt hatte. Deshalb kehrten die Schwächsten und Ärmsten jetzt heim. Aber bald hörte diese Bewegung wieder auf.

Der Kaw-djer glaubte noch nicht an ein Abnehmen der Krankheit; im Gegenteil! Seine Blicke durchdrangen die Schleier der Zukunft und sahen neue Gefahren über die Insel hereinbrechen. Die Krise war noch nicht überstanden. Nun fingen die

kritischen Tage erst an. Bis jetzt hatte man nur mit den Hostelianern zu kämpfen gehabt – dabei konnte es nicht bleiben. Jetzt mußte die Sintflut der gefürchteten Goldsucher aus allen Weltteilen auf die arme Insel hereinbrechen, sobald diese nur Kenntnis von diesem sich ihrer Habgier neu eröffnenden Arbeitsfeld erlangten!

Die erste Landung dieser gefährlichen Sorte Menschen traf am 17. Januar in Neudorf ein. Zweihundert schifften sich hier aus, zweihundert in Lumpen gekleidete Menschen von kräftigem Aussehen und entschlossenen, wilden Mienen. Einige trugen breite Messer im Gürtel, alle aber hatten einen Revolver bei sich. Auf der Schulter schleppten sie eine Hacke und einen Sack mit ihrer armseligen Habe und auf der linken Hüfte baumelte eine Feldflasche, ein Teller und eine Schale und schlugen klappernd aneinander.

Der Kaw-djer sah traurig hin; diese zweihundert waren die ersten Glieder der

Kette, die die Insel Hoste einschließen würde.

Und von diesem Tage an mehrten sich diese Menschen auf der Insel. Die Goldsucher waren kaum ausgeschifft, so eilten sie zum Regierungspalaste und erkundigten sich wegen der Vorschriften.

Sie fanden sie unglaublich! Dann schoben sie die gesetzliche Regelung ihrer Situation auf und verbreiteten sich über die Stadt. Die kleine Anzahl ihrer Bewohner und geschickt eingezogene Erkundigungen ließen sie die Schwäche des Staates erraten, darum entschieden sie sich, sich um die Gesetze nicht zu bekümmern, die selbst die Hostelianer nicht befolgten, und nachdem sie ein bis zwei Tage in den verlassenen Straßen Liberias herumgewandert, kehrten sie der Stadt den Rücken und suchten sich ihr Arbeitsfeld in den Placers.

Als der Winter kam, erschienen keine neuen Eindringlinge mehr; auch das Goldgraben mußte aufgegeben werden. Am 24. März

verließ das letzte Schiff Neudorf, das auch sein Kontingent an Goldsuchern abgeliefert hatte. Jetzt lebten mehr als zweitausend Abenteurer auf dem Boden der Insel.

Dieses Schiff nahm auch ein vom Gouverneur der Insel Hoste verfaßtes, an alle Staaten der Erde gerichtetes Schreiben mit sich fort. Der Kaw-djer ließ *urbi et orbi* wissen, daß die Bevölkerung der Insel Hoste überzählig sei und er sich der neuen Landung von Fremden mit den Waffen in der Hand widersetzen würde.

Würde diese Maßregel von Nutzen sein? Die Zukunft konnte alle diese Fragen beantworten, der Kaw-djer zweifelte aber an ihrem Erfolg. Die Anziehungskraft des Goldes wirkt auf manche Naturen zu mächtig ein, als daß sie ihr widerstehen könnten.

Das Unglück war einmal geschehen: die Empörung der Hostelianer und ihre Auflehnung gegen alle Disziplin, das unausbleibliche Elend, dem sie sich selbst

ausgesetzt hatten, das Eindringen der Abenteurerbanden, dieser verkommenen Leute, welche alle Laster der Erde mit sich brachten – welch ein namenloses Unglück!

Zu tun war gar nichts! Nichts! Man mußte die schlimmen Tage überdauern und auf bessere Zeiten hoffen, wenn solche jemals noch über die Insel Hoste heraufdämmern konnten.

Halg, Karroly, Hartlepool, Harry und Edward Rhodes, Dick, Germain Rivière und höchstens dreißig andere standen allein da gegen alle. Das waren die letzten Getreuen, die »Heilige Schar«, die treu zum Kaw-djer hielt, welcher ohnmächtig der Zerstörung seines herrlichen Werkes zusehen mußte.

XII. Die Verwüstung der Insel

Das war der erste Akt in dem Drama, das, wie alle richtig aufgebauten Schauspiele, noch weitere zwei bringen sollte, die durch Zwischenakte – zwei Winter – getrennt waren.

Die traurigen Ereignisse, die sich im ersten Akte abspielten, hatten natürlich eine Rückwirkung auf das bisher glückliche Leben der Hostelianer. Einige waren ganz verschwunden. Was war aus ihnen geworden? Wahrscheinlich waren sie die Opfer einer Schlägerei oder eines Unglücksfalles geworden. Viele Familien beklagten daher den Verlust eines Vaters, eines Sohnes, eines Bruders oder eines Gatten.

Der Wohlstand der Insel war bedeutend zurückgegangen, Noch litt man nicht Mangel am Nötigsten, aber die Preise

waren auf das Drei- bis Vierfache gestiegen.

Die Armen empfanden diese Teuerung am meisten. Die Anstrengungen des Kaw-djer, welcher ihnen Beschäftigung verschaffen wollte, fruchteten wenig. Es herrschte allgemeiner Stillstand in allen Arbeiten, niemand wagte etwas zu unternehmen. Der Säckel des Staates war auch geleert, folglich konnte auch von öffentlichen Arbeiten keine Rede sein. Welch ironische Folge der Entdeckung des Goldes! Seitdem sich Gold im Boden der Insel gefunden, fehlte es dem Staat am nötigen Golde!

Woher es nehmen? Es flossen keine Gelder in die Staatskassen und das persönliche Vermögen des Kaw-djer war bald erschöpft. Schon während des Sommers hatte er viel Geld gebraucht, daß die Arbeiten am Kap Hoorn weitergeführt werden konnten; es war ihm sogar recht schwer gefallen, denn das Goldfieber hatte auch die Arbeiter ergriffen, die er zum Bau des Leuchtturmes verwendete. Dieser Umstand verlangsamte

den Fortschritt der Arbeiten; das Gebäude hatte im April 1892, acht Monate nach dem ersten Spatenstich, erst die Höhe eines Stockwerkes erreicht und hätte nach allen Berechnungen schon beendet sein müssen.

Unter den zwanzig Hostelianern, denen das Handwerk des Goldgrabens Glück gebracht hatte, befand sich Kennedy, der ehemalige Matrose des »Jonathan«, welcher sich durch einen glücklichen Spatenstich in einen Nabob verwandelt hatte und sich und seine Reichtümer von allen bewundern ließ.

Wieviel er gewonnen hatte, wußte niemand zu sagen, vielleicht er selbst am wenigsten, denn es ist nicht gewiß, daß er in der Zählkunst sehr bewandert war. Aber viel mußte es sein, das ließ sich aus seinen Ausgaben schließen. Er streute das Gold mit vollen Händen aus, nicht gemünztes Gold, das in den zivilisierten Ländern seinen bestimmten Wert hat, sondern kleine Goldkörner, mit denen er reichlich versehen war.

Er kam sich jetzt sehr wichtig vor; er hielt peremptorische Reden, imitierte den Milliardär und verkündete, daß er demnächst die Stadt verlassen wolle, wo er nicht ein seinem Vermögensstand angemessenes Leben führen könne.

Ebensowenig wie den Umfang kannte jemand die Herkunft dieses Vermögens und niemand kannte die Stelle, wo er sein Glück gefunden hatte. Wenn man ihn darum befragte, tat er sehr geheimnisvoll und gab ausweichende Antworten. Trotzdem hatte man ihn während des Sommers begegnet. Einige Liberier hatten ihn gesehen, nicht bei der Arbeit, sondern beim Spazierengehen. Mit den Händen in den Taschen schlenderte er müßig herum.

Diese Begegnung hatten sie nicht vergessen können, denn sie traf mit einem großen Unglück zusammen, das viele unter ihnen betroffen. Wenige Stunden oder Tage, nachdem Kennedy sichtbar geworden war, war das von ihnen gegrabene Gold gestohlen worden und der Schuldige war

nicht zu entdecken gewesen. Als die Bestohlenen zusammenkamen und sich besprachen, mußte das Zusammentreffen der Umstände – das Auftauchen Kennedys in der Nähe der Placers und das Verschwinden des Goldes – ihnen auffallen und es richtete sich ihr Argwohn auf den ehemaligen Matrosen.

Dieser kümmerte sich nicht darum und fuhr fort, herrlich und in Freuden zu leben. Er redete viel und gebärdete sich als Krösus und sein freches Auftreten imponierte den Liberiern. Trotzdem alle wußten, was er wert war, zollte man ihm eine gewisse Achtung, er hatte Anhänger und fühlte sich als wichtige Persönlichkeit.

Der Kaw-djer war ganz verzweifelt und entschloß sich zu einem Gewaltakt. Kennedy und Konsorten kümmerten sich einfach nicht um die Gesetze. Solange man dem Aufruhr nicht gewachsen war, mußte alles schweigend ertragen werden. Jetzt war man wieder im Besitze der Macht und mußte sie gebrauchen. Die im Winter

vertriebenen Kolonisten waren heimgekehrt und hatten, von dem schlechten Erfolg ihrer Goldgräberei gewitzigt, ihre Arbeiten wieder aufgenommen. Die Bürgergarde war wieder eingeführt und die Männer, welche sie bildeten, schienen vom besten Geiste beseelt.

Eines Morgens – nichts hatte die Interessenten vor dem Schlag gewarnt, der ihnen bevorstand – drang die Polizei in die Behausungen jener Liberier ein, die am meisten mit ihren Reichtümern prunkten und unter Hartlepoons Aufsicht wurden Haussuchungen abgehalten. Von dem aufgefundenen Golde wurde ein Viertel unbarmherzig konfisziert und vom Rest erhob man die zweihundert Pesas oder argentinischen Piaster als Steuer; es war der Preis der Konzession, den der Kaw-djer bestimmt hatte.

Kennedy hatte keine leeren Worte gesprochen. Bei ihm fand sich die größte Ernte: hundertundfünfundsiebzigtausend Franken nach französischem Gelde. Bei

ihm stieß man auch auf den größten Widerstand. Der Matrose schäumte vor Wut, während die Haussuchung bei ihm abgehalten wurde und man mußte ein wachsames Auge auf ihn haben.

»Raubgesindel! brüllte er und schüttelte die Faust nach Hartlepool.

– Sprich dich nur aus, mein Junge! sagte dieser, ohne sich rühren zu lassen, und suchte ruhig weiter.

– Das werdet ihr mir bezahlen! drohte Kennedy, welchen die Kaltblütigkeit seines einstigen Vorgesetzten noch mehr in Zorn brachte.

– So? Mir scheint aber, daß jetzt du zu zahlen hast, sagte spöttisch der unbarmherzige Hartlepool.

– Wir begegnen uns schon noch!

– Wie du willst! Aber ich hoffe, so spät als möglich!

- Dieb! ... heulte Kennedy in voller Wut.
- Du irrst dich, sagte Hartlepool gutmütig;
der Beweis hierfür ist, daß ich von deinen
dreiundfünfzig Kilogramm Gold nur
dreizehn Kilogramm
zweihundertundfünfzig Gramm, ein
genaues Viertel, wegnehme, ferner den für
die Konzession entfallenden Betrag von
zweihundert Piastern, den du kennst und zu
zahlen vergessen hast.
- Elender! ...
- Du hast damit das Recht auf eine
Konzession.
- Räuber! ...
- Aber du mußt uns sagen, wo dein
Arbeitsfeld sich befindet!
- Schurke! ...
- Das willst du nicht tun?
- Kanaille!

– Wie es dir beliebt, mein Junge,« schloß Hartlepool und machte der unerquicklichen Szene ein Ende.

Diese Haussuchungen bereicherten den Staatsschatz um siebenunddreißig Kilogramm Gold, das ist in französischem Gelde ein Wert von einhundertzweiundzwanzigtausend Franken. Jetzt wurden dafür regelrechte Konzessionen ausgeteilt. Nur Kennedy erfreute sich nicht dieses Vorzuges, weil er sich hartnäckig weigerte, den Ort zu nennen, wo er seine Reichtümer gefunden.

Als im Frühjahr die Verbindungen mit der Außenwelt wiederhergestellt waren, sollte das Gold in gangbare Münze umgewandelt werden. Inzwischen hatte der Kaw-djer die eingegangenen Summen veröffentlicht und schaffte für diesen Wert Banknoten, denen man vollstes Vertrauen entgegenbrachte und die viel Unglück mildern halfen.

Der Winter ging zu Ende und es wurde wieder Frühling im Lande. Wieder brachten

die gleichen Ursachen die gleichen Wirkungen hervor. Wie im Vorjahre um diese Zeit entvölkerte sich Liberia auch jetzt. Die Lehre war noch nicht kräftig genug gewesen. Man warf sich gierig auf die Goldfelder, mit noch mehr Wut vielleicht; wie jene fast ruinierten Spieler, die ihre ganze Habe auf die letzte Karte setzen in der törichten Hoffnung, alles wiederzugewinnen.

Kennedy war einer der ersten unter den Fortziehenden. Er hatte das Gold wohl versteckt und war eines schönen Morgens verschwunden. Wahrscheinlich, um sich zu seinem geheimnisvollen Goldlager zu begeben, das er nicht verraten wollte. So mancher hatte sich vorgenommen, ihm zu folgen und hatte jetzt das leere Nachsehen.

Auch die Bürgergarde, die sich im Winter so treu und wacker gehalten, schmolz zusammen, als der Schnee ins Schmelzen kam, und nur von wenigen Freunden umgeben, mußte der Kaw-djer sich

entschließen, dem zweiten Akte des Dramas beizuwohnen.

Die Szenen rollten sich rascher ab als im ersten. Kaum acht Tage nach ihrem Fortgang kamen schon einige Liberier wieder zurück und dieser erste Rückzug war von vielen anderen gefolgt. Bald war die Bürgergarde wieder vollzählig.

Die Männer übernahmen schweigend ihre Posten, die sie verlassen hatten, ohne daß der Kaw-djer eine Bemerkung fallen ließ. Jetzt war nicht der Moment, Strenge an den Tag zu legen.

Auch im Inneren der Insel waren die Bauernhäuser, die Fabriken, die Kontore bald wieder gefüllt.

Die Goldgräber hatten die Lage seit dem Vorjahre verändert gefunden. Damals waren sie unter sich, nur Hostelianer.

Jetzt hatten sich fremde Elemente herangedrängt, mit denen man auskommen

mußte. Und was für Fremde waren das?
Der Abschaum der Menschheit.
Halbvertierte, brutale Menschen, die weder
Tod noch Teufel schreckte und die
unbarmherzig gegen sich und andere waren.
Um die Placers mußte gekämpft werden,
außerdem hatten sich diese gierigen
Menschen der besten Plätze versichert.
Nach einem mehr oder weniger
andauernden Ankämpfen hatte die
Mehrzahl der Hostelianer auf alles
verzichtet und war zurückgekehrt.

Und es war höchste Zeit, daß diese
Verstärkung eintraf. Die im Sommer des
Vorjahres begonnene Invasion hatte sich in
häufiger auftretenden Fällen wiederholt.
Jede Woche brachten zwei oder drei
amerikanische Dampfer eine neue Ladung
von Goldsuchern. Vergebens hatte der Kaw-
djer versucht, sich der Ausschiffung zu
widersetzen. Die Abenteurer kehrten sich
nicht an einen Befehl, den keine bewaffnete
Macht unterstützte, und zerstreuten sich in
lärmenden Banden über die Insel auf der
Suche nach den Placers.

Diese Schiffe mit neuen Einwanderern waren fast die einzigen, die man jetzt im Hafen von Neudorf erblickte. Die Handelsbeziehungen waren alle abgebrochen. Kein Schiff hätte eine Ladung einnehmen können. Die Vorräte an Bauholz und Pelzen waren in den ersten Wochen abgegeben worden. Das Vieh, die Zerealien und Konserven durften nicht ausgeführt werden, das hatte der Kaw-djer streng verboten, um die Insel vor einer neuen Hungersnot zu schützen.

Kaum verfügte er über zweihundert Mann, so ging es den auf die Insel anstürmenden Goldsuchern gleich schlechter; jetzt, da zweihundert Bajonette die Befehle des Gouverneurs unterstützten, wurden sie mit einem Male respektiert. Nachdem man vergebens versucht hatte, den Willen des Kaw-djer zu beugen, mußten die Dampfer wieder kehrtmachen und ihre abscheuliche Ladung dorthin zurückbringen, wo sie eingeschifft worden war.

Aber bald merkte man, daß ihr Rückzug nur ein scheinbarer, eine List war. Genötigt, der Gewalt zu weichen, fuhren die Schiffe der Ost- und Westküste der Insel entlang, bis sie den Schutz einer kleinen Bucht erreicht hatten; dort wurden die Leute mit Booten ans Land gebracht. Streifpatrouillen, die die Küste beobachten sollten, halfen gar nichts. Sie waren an Zahl zu schwach. Diejenigen, die die Insel betreten wollten, führten nun ihren Willen aus, und es strömten immer neue Scharen herbei.

Im Inneren herrschte entsetzliche Unordnung. Da gab es Orgien und lärmende Vergnügungen aller Art, Streitereien und Gezanke, die mit Messer und Revolver geführt wurden und oft einen blutigen Ausgang nahmen.

Wie die Leichname von Gefallenen Geier und Hyänen herbeilocken, so zogen die Abenteurer immer neuere, moralisch noch tiefer gesunkene Existenzen an. Die späteren Ankömmlinge dachten gar nicht mehr ans Goldsuchen: ihre Goldminen

waren die anderen Abenteurer, deren Ausbeutung unendlich leichter war. Auf der ganzen Insel – mit Ausnahme von Liberia, wo man vor den Augen des Kaw-djer nicht die Frechheit zu weit zu treiben wagte – wimmelte es von Schenken allerübelsten Rufes und Music-halls – aus wenigen Brettern mitten auf den Feldern aufgerichtet – in denen unglückliche Frauen mit heiseren Stimmen die betrunkenen Miners zu erheitern suchten.

Natürlich floß der Alkohol in Strömen.

Und trotz allem sank der Mut des Kaw-djer nicht. Fest beharrte er auf seinem Posten, dem Mittelpunkt, um den sich alle scharen mußten, wenn sie nach dieser Prüfung ihr Ende erreichen würde. Er wollte das Vertrauen der Hostelianer wieder erringen, die langsam, aber sicher zur Vernunft zurückkehrten. Unerschütterlich war er in seinem Amte tätig. Auch der Fortbau des Leuchttumes, der ihm so sehr am Herzen lag, wurde nicht vernachlässigt. Dick mußte während des Sommers eine

Inspektionsreise nach der Insel Hoorn antreten. Die Arbeiten schritten zwar langsam vorwärts, waren aber auch nicht einen Tag lang unterbrochen worden. Mit dem Ende des Sommers sollte das große Werk beendet und die Maschinen aufgestellt sein.

Am 15. Oktober war die Hälfte der Hostelianer schon zu ihren Pflichten zurückgekehrt, aber im Inneren standen die Aussichten noch sehr schlecht.

Um diese Zeit erhielt der Kaw-djer einen unerwarteten Besuch, welcher glückliche Folgen nach sich ziehen sollte. Zwei Männer, ein Engländer und ein Franzose, welche mit demselben Schiffe angekommen waren, sprachen im Regierungspalaste vor. Sie wurden sogleich vor den Kaw-djer geführt und stellten sich vor: Maurice Regnault und Alexander Smith; sie wünschten eine Konzession zu erlangen.

Der Kaw-djer lächelte bitter.

»Erlauben Sie mir eine Frage, sagte er. Sind Sie informiert, welche Zustände jetzt auf der Insel Hoste herrschen?

– Ja, antwortete der Franzose.

– Aber wir wollen trotzdem alles auf gesetzmäßigem Wege erlangen, vollendete der Engländer.

Der Kaw-djer betrachtete seine Besucher aufmerksam. Sie waren von verschiedener Abstammung, wiesen aber einen gemeinsamen Zug auf; beide waren Männer ernster Tat. Beide zählten ungefähr dreißig Jahre. Sie waren breit gebaut und hatten ein blühendes Aussehen. Auf ihrer Stirne stand klarer Verstand geschrieben und ihr Kinn streckte sich energisch vor und hätte fast für Härte sprechen können, wenn das Auge nicht einen Ausdruck von Güte gezeigt hätte.

Zum ersten Male sah der Kaw-djer ihm sympathische Goldsucher vor sich.

»Wir sind nicht zum ersten Male hier, sagte Regnauld, schon im Vorjahre haben wir einige Tage auf der Insel verbracht; wir haben uns die Stelle ausgesucht, für die wir jetzt die Konzession erlangen wollen.

»Beide? fragte der Kaw-djer.

– Beide, antwortete Alexander Smith.

– Nachdem Sie so gut unterrichtet scheinen, werden Sie einsehen, daß ich Ihr Verlangen abschlagen muß. Das Gesetz gestattet nur, Konzessionen an Hostelianer auszugeben.

– Für die Placers? fragt Maurice Regnauld?

– Ja! sagte der Kaw-djer.

– Bei uns handelt es sich um eine starke Mine – die hat das Gesetz nicht in Rechnung gezogen.

– Nein! sagte der Kaw-djer, aber die Ausbeutung einer Mine ist ein gewaltiges Unternehmen, welches bedeutende Kapitalien erfordert ...

– Die wir besitzen, unterbrach ihn Alexander Smith. Wir sind nur deshalb fortgegangen, um sie uns zu verschaffen.

– Wir haben alles abgemacht, sagte Maurice Regnauld. Wir sind die Vertreter der Franco-English Gold Mining Company; mein Freund Smith ist der Chefsingenieur und ich bin der Direktor; diese Gesellschaft wurde in London am 10. September ins Leben gerufen mit einem Kapital von vierzigtausend Pfund Sterling, zwanzigtausend Pfund bleiben Arbeitsfonds. Wenn wir uns einigen können, wird der Dampfer, der uns hergebracht hat, unsere Aufträge nach England mitnehmen. In acht Tagen werden die Arbeiten in Angriff genommen werden, in einem Monat werden wir die ersten Maschinen haben und mit dem neuen Jahr werden wir die Arbeit aufnehmen.«

Der Kaw-djer überlegte das Anerbieten, das ihn interessierte. Es gab Gründe für und wider. Die jungen Leute, ihr offener, entschiedener Charakter gefielen ihm. Aber

einer Anglo-französischen Gesellschaft auf der Insel Hoste festen Fuß fassen zu lassen, erweckte sein Bedenken. Öffnete er damit nicht späteren internationalen Komplikationen die Türe? Frankreich und England, unter dem Vorwande, ihre Landsleute zu unterstützen, konnten sich in die Verwaltung der Insel einmengen wollen! Aber schließlich entschied sich der Kaw-djer für eine bejahende Antwort. Der Vorschlag war zu ernst gemeint, um ohneweiters verworfen zu werden, und nachdem die Goldkrankheit unabwendbar war, war es besser, sie auf einige leicht zu überwachende Stellen zu lokalisieren.

»Ich nehme an, sagte er. Nachdem es sich aber um Tiefgrabungen handelt, finde ich, daß die Bedingungen andere sein müssen als bei den Placers.

– Wie Sie glauben, sagte Maurice Regnauld.

– Ich werde einen Preis pro Hektar bestimmen.

- Gut!
- Hundert argentinische Piaster zum Beispiel.
- Abgemacht.
- Über welchen Flächenraum wünschen Sie die Konzession ausgestellt?
- Über hundert Hektar.
- Das wären dann zehntausend Piaster.
- Hier sind sie, sagte Maurice Regnaud und wies einen Scheck vor.
- Aber nachdem Ihre Kosten viel bedeutender sein werden als bei einer einfachen Oberflächenausbeutung, will ich unsere Anteiltaxe erniedrigen; ich schlage Ihnen zwanzig Prozent vor.
- Wir nehmen an, erklärte Alexander Smith.
- Also ist alles abgeschlossen?

– In allen Punkten.

– Es ist nun Pflicht, Sie aufmerksam zu machen, sagte der Kaw-djer, daß für einige Zeit noch der hostelische Staat nicht imstande sein wird, Ihre Rechte zu unterstützen und Ihnen bei der freien Ausübung Ihres Unternehmens zu helfen.«

Die jungen Leute lächelten sorglos.

»Wir werden uns schon selbst zu beschützen wissen,« antwortete ruhig Maurice Regnault.

Die Konzession wurde den jungen Freunden übergeben, die sich gleich darauf verabschiedeten und nach den westlichen Ausläufern der mittleren Bergkette begaben, wo sie ihre Minen auszubeuten gedachten.

Die im Inneren herrschende Anarchie nahm immer erschreckendere Dimensionen an, je weiter der Sommer fortschritt. Die Übertreibungen taten das ihrige und so kam

es, daß in der Alten und Neuen Welt die Insel Hoste als ein unerschöpfliches Goldreservoir angesehen wurde. Und immer neue Goldsucher landeten. Vom Hafen wurden sie zurückgewiesen und schifften sich an der Küste aus. In den letzten Tagen des Januar konnte der Kaw-djer, nach verschiedenen ihm zugekommenen Mitteilungen, die Fremden der Insel auf mindestens zwanzigtausend Köpfe schätzen; was mußte man von diesen Wahnsinnigen erwarten, die jetzt schon um den Besitz der Placers blutig kämpften, wenn erst der Hunger im Winter seine Krallen um sie schlug.

Die Unordnung hatte ihren Maximalstand erreicht. In dieser zügellosen Menge spielten sich Szenen von abscheulicher Wildheit ab, denen mehrere Hostelianer zum Opfer fielen. Sofort begab sich der Kaw-djer nach erhaltener Nachricht zu den Placers und drang furchtlos in die Mördergrube ein. Alle seine Anstrengungen blieben fruchtlos, sein Dazwischentreten wäre bald schlecht für ihn ausgefallen. Man

drängte und stieß ihn zurück und bedrohte sogar sein Leben.

Aber ein anderes Resultat brachten diese Bemühungen mit sich, das er nicht erwartet hatte. Diese aus heterogenen Elementen bestehende Menge von Abenteurern umfaßte Leute von allen Rassen der Erde und aus allen Ständen. Sie waren in ihrem jetzigen Verfall sich ähnlich geworden, aber ihrer Herkunft nach sehr verschieden. Die Mehrzahl rekrutierte sich jedenfalls aus dem Abschaum der großen Städte, in deren Höhlen das menschliche Elend hauste, aber einige waren in höheren gesellschaftlichen Sphären geboren. Einige nannten selbst wohlbekannte Namen ihr eigen und hatten große Reichtümer besessen, ehe sie diesem Abgrund zustrebten und immer mehr hinunterkollerten, entwertet durch ein lasterhaftes Leben und den Alkoholgenuß.

Einige dieser Degenerierten hatten den Kaw-djer erkannt wie einst der Kapitän des »Ribardo«, aber mit größerer Sicherheit als der Kapitän des chilenischen Schiffes, der

sich nur auf eine Photographie beziehen konnte, während diese den Kaw-djer während ihrer Wanderfahrten durch die Welt von Angesicht zu Angesicht gesehen hatten, und trotz der verflossenen Zeit täuschten sie sich nicht, denn der Betreffende hatte einen zu hohen Rang eingenommen, als daß die Erinnerung an seine Züge so leicht hätte verblassen können. Sein Name flog sofort von Mund zu Mund.

Es war ein berühmter Name, den man sich zuflüsterte, und es war der richtige.

Der Kaw-djer war Abkömmling der regierenden Familie eines mächtigen Reiches im Norden und hatte seine Kindheitstage an den Stufen eines Thrones verbracht. Aber das Schicksal, das die Ironie liebt, hatte diesem Sohne eines Cäsars, die Seele eines anarchistisch veranlagten heiligen Vinzenz von Paula gegeben. Kaum hatte er das Mannesalter erreicht, wurde seine hohe Stellung für ihn nicht eine Quelle des Glückes, sondern der

Leiden. Das ihn umgebende Elend schnitt ihm ins Herz und er wollte es lindern. Bald mußte er einsehen, daß die Ausführung seines Gedankens seine Macht überstieg. Sein Vermögen, so bedeutend es war, war nicht groß und das Leben eines Menschen nicht lang genug, um auch nur dem einhundertmillionsten Teil der Menschen helfen zu können. Um sich zu betäuben, um den Schmerz zum Schweigen zu bringen, der das Gefühl seiner Ohnmacht für ihn mit sich brachte, warf er sich auf das Studium der Wissenschaften, wo andere sich in den Strudel der Vergnügungen gestürzt haben würden. Aber auch dann, als er Arzt, Ingenieur, Soziologe von Bedeutung geworden war, half ihm all sein Wissen nicht zur Ausführung seiner philanthropischen Ideen. Von Enttäuschungen zu Enttäuschungen wandernd, verlor er die klare Urteilskraft, verwechselte die Folgen mit den Ursachen, und anstatt in den Menschen deren Opfer zu suchen, die seit Jahrhunderten blind gegen die unbarmherzige Materie ankämpfen, machte er für ihr Unglück jene

gesellschaftlichen Verbindungen
verantwortlich, denen sich jede
Kollektivität mangels besserer Erfindung
anpassen muß.

Ein tiefer Haß erfüllte ihn gegen all diese
Institutionen, all diese Vereinigungen, die,
seiner Meinung nach, alle Übelstände
fortwährend neu erzeugten und es ihm
unmöglich machten, ihre Gesetze länger zu
ertragen.

Um ihrem Bannkreis zu entgehen, sah er
kein anderes Mittel, als die freiwillige
Flucht aus der menschlichen Gesellschaft.
Ohne jemanden zu benachrichtigen, war er
eines Tages verschwunden, hatte seinen
Rang und seine Güter aufgegeben und war
ein Weltläufer geworden, bis er das Land
gefunden hatte, das noch in unbeschränkter
Freiheit lebte. Und so war er im Magalhães-
Archipel gelandet, wo er durch zehn Jahre
hindurch den elendesten der Geschöpfe sein
Leben weihte, bis der chilo-argentinische
Vertrag und dann der Schiffbruch des
»Jonathan« seinen Frieden wieder störten.

Das plötzliche Verschwinden von Fürsten ist kein außergewöhnliches Vorkommnis, wenn auch nicht immer die gleichen Gründe mitspielen wie beim Kaw-djer. Jedermann erinnert sich an die Namen mehrerer solcher hochgestellter Persönlichkeiten, deren Flucht um so interessanter wird, je weniger Spuren sie zurückläßt. Einige haben sich einem Handwerke zugewandt und sind Geschäftsleute geworden wie gewöhnliche Sterbliche. Andere haben ein einfaches bürgerliches Leben geführt; wieder ein anderer dieser hohen Herren, welche den Eitelkeiten dieser Welt entsagt haben, hat sein Leben der Wissenschaft geweiht und viele prächtige Werke herausgegeben, die allgemein bewundert werden. Und die Beweggründe des Kaw-djer waren gewiß nicht weniger schön, der den »Altruismus zur treibenden Lebenskraft erwählt hatte.

Nur einmal, als er die Regierung der Insel Hoste übernommen, hatte er sich seiner einstigen Größe erinnert. Er wußte, welche Folgen sein plötzliches Verschwinden nach

sich gezogen haben mußte und kannte den Geist der Gesetze. Wenn auch die Personen bald der Vergessenheit anheimfallen, ihr Eigentum wird ihnen lange noch aufbewahrt. Der Kaw-djer zweifelte nicht daran, daß sein Vermögen ihm noch jederzeit zur Verfügung stehe und ein Teil dieses Vermögens konnte unter den herrschenden Umständen von bedeutender Hilfe sein; darum hatte er seinen Widerwillen besiegt und Harry Rhodes über seine Persönlichkeit aufgeklärt; dieser war, mit den Instruktionen und der Vollmacht des Kaw-djer versehen, abgereist, um Gold zu holen, das jetzt die Insel Hoste in so bedauerlicher Menge selbst lieferte.

Der Eindruck, den die Bekanntmachung des wirklichen Namens des Kaw-djer auf die Hostelianer und die Abenteurer hervorbrachte, war diametral verschieden. Weder die einen noch die anderen sahen indes klar und für alle blieb die erhabene Seite dieses groß angelegten Charakters immer verschleiert.

Die fremden Goldsucher waren alte Schlauköpfe und hatten schon die Welt in allen Richtungen hin durchlaufen, waren mit zuviel Menschen in Berührung gekommen, um sich durch ein solches Faktum verblüffen zu lassen. Dank seiner gesellschaftlichen Vorzüge betrachteten sie den Träger des berühmten Namens noch mehr als ihren Feind als früher. Jetzt war es nicht mehr zu verwundern, daß er so harte Gesetze für die armen Leute erfand! – Ein Aristokrat! Das erklärte alles in ihren Augen.

Die Hostelianer dagegen fühlten die Ehre, die ihnen zuteil geworden war, daß ein Mann von Rang an ihrer Spitze stand, ihr Oberhaupt so hoher Herkunft war. Ihre Eitelkeit wurde dadurch geschmeichelt und die Autorität des Kaw-djer gewann an Ansehen.

Dieser war ganz verzweifelt nach Liberia zurückgekommen, angeekelt von den widerwärtigen Bildern, die er hatte sehen müssen, so daß man in seiner Umgebung

schon befürchtete, er werde die Insel Hoste verlassen. Ehe diese Möglichkeit eintrat, wollte Harry Rhodes noch einen Versuch wagen und die Frage erörtern, ob nicht als letzte Rettung der Beistand Chiles angerufen werden sollte.

»Die chilenische Regierung wird uns sicher nicht im Stiche lassen, bemerkte er. Es liegt ja auch in ihrem Interesse, daß die Kolonie ihre Ruhe wiederfindet.

– Ein Hilferuf an Fremde! rief der Kawdjer.

– Es wäre ja genügend, wenn ein chilenisches Schiff in Sicht der Insel kreuzen würde, meinte Harry Rhodes; mehr brauchte es nicht, um diese Elenden zur Vernunft zu bringen.

– Karroly könnte ja nach Punta-Arenas fahren, sagte Hartlepool, und noch vor vierzehn Tagen ...

– Nein, unterbrach ihn der Kaw-djer mit einem Tone, der keine Widerrede duldete. Und wenn die hostelische Nation zugrundegehen sollte, niemals wird ein solcher Schritt mit meiner Einwilligung getan. Aber alles ist noch nicht verloren. Noch ein wenig Mut und Geduld, wir werden uns allein retten, so, wie wir uns allein gemacht haben.«

Vor einem so formellen Entschluß hieß es sich beugen.

Einige Tage später – gleichsam als Belohnung für diese unbeugsame Energie – machte sich in den Reihen der Hostelianer eine besonders günstige Strömung bemerkbar. Die Situation in den Placers wurde immer unmöglicher. Die Teile waren zu ungleichartig, da der eine aus gewissenlosen Menschen bestand, bei denen es Messerstiche regnete. Die Hostelianer verzichteten daher auf ein weiteres Bemühen und flüchteten zu ihrem Führer, dem sie eine grenzenlose Macht zuschrieben, seitdem ihnen sein wirklicher

Name bekannt war. So war in Liberia und auch in Teilen der Insel der alte Zustand wieder hergestellt.

Unter der Schar der Zurückkehrenden hätte man vergebens Kennedy gesucht, welcher mit Abenteurern seines Schlages in den Placers zurückgeblieben war. Böse Gerüchte wurden über ihn bekannt. Wie im Vorjahre hatte ihn niemand arbeiten sehen, außerdem waren wieder mehrere Golddiebstähle vorgekommen, die sogar zweimal mit Morden in Zusammenhang standen. Von diesen Gerüchten zu einer offenen Anklage war nur ein Schritt.

Aber jetzt war ja in dem zerrütteten Lande jedes Verhör, jedes Gerichtsverfahren unmöglich geworden; ob die Anklagen begründet waren oder nicht, jetzt mußte man auf die Anwendung des Rechtsweges verzichten.

Der Kaw-djer stand seinem Wesen nach natürlich über jede Rache erhaben. Aber selbst wenn er solcher Gedanken fähig

gewesen wäre, würde sie der Anblick der Kolonisten sofort zerstreut haben. Sie kamen in einem bedauernswerten Zustand zurück. Und jetzt brachen überdies Krankheiten in dieser entnervten Menge aus, die mit jener Nomadenbevölkerung in Kontakt getreten war und die Krankheitskeime in sich aufgenommen hatte; auf den Placers wurden sie herumgestoßen, waren oft ohne Obdach den Gewitterstürmen des Sommers preisgegeben und mußten beim Graben die verderbliche Sumpfluft einatmen.

Die Liberier kehrten in die Stadt abgemagert, fieberschauernd zurück und während eines langen Monates genügte Dr. Arvidson nicht mehr den an ihn gestellten Anforderungen und der Kaw-djer war mehr Arzt als Gouverneur.

Aber er gab sich einer großen Hoffnung hin. Er fühlte, daß ihm jetzt sein Volk zurückgegeben war. Es war ganz gebeugt unter der Last seiner Leiden und Fehler und hatte nur den einen Wunsch, Verzeihung zu

erlangen. Noch ein wenig Geduld und er hatte wieder genügend Kräfte gesammelt, um gegen den Krebschaden anzukämpfen, der sein Werk zerstören wollte.

Gegen das Ende des Sommers war die Insel Hoste in zwei deutlich getrennte Lager geteilt. In dem einen, größeren, waren fünftausend Hostelianer, Männer, Frauen und Kinder, die dem normalen Leben wiedergegeben waren und nach und nach ihre früheren Beschäftigungen wieder aufnahmen. In dem anderen, das auf den geringen Raum um die Goldfelder beschränkt war, wimmelten zwanzigtausend Abenteurer, die zu jeder Schandtat bereit waren und bei denen Frechheit und Sorglosigkeit sich das Gleichgewicht hielten. Sie trieben ihre Unverfrorenheit jetzt so weit, daß sie Liberia als erobertes Gebiet zu betrachten und zu betreten wagten. Sie trieben sich herausfordernd in den Straßen umher und eigneten sich alles an, was ihre Wünsche erregte. Leistete der rechtmäßige Besitzer Widerstand, so bestand ihre Antwort in Schlägen.

Aber der Tag war endlich erschienen, wo der Kaw-djer sich stark genug fühlte, um ein Exempel zu statuieren: an diesem Tage wurden die sich in Liberia frech herumtreibenden Abenteurer aufgegriffen und ohne alle Verhandlungen gefangen auf den einzigen Dampfer geschafft, der damals im Hafen lag und den der Kaw-djer zu diesem Zwecke gemietet hatte.

Dieselbe Operation wiederholte sich die folgenden Tage, so daß am 15. März, als der Dampfer den Anker lichtete, er mehr als fünfhundert dieser unfreiwilligen Passagiere an Bord entführte.

Die Nachricht von diesem Handstreich verbreitete sich rasch im Inneren und entfesselte den Zorn der Zurückbleibenden. Den Nachrichten zufolge gährte es in den Placers und man konnte sich auf einen heftigen Aufruhr gefaßt machen.

Nirgends war man mehr seines Lebens sicher. Vereinzelte Verbrechen mehrten sich – das war als ein Vorzeichen von

Massenverbrechen aufzufassen. Bauerngüter wurden geplündert, das Vieh wurde geraubt; in einem Umkreis von zwanzig Kilometern von Liberia waren drei Morde zu konstatieren. Dann vernahm man, daß sich die fremden Goldsucher einigten, Versammlungen abhielten und vor einer vieltausendköpfigen Zuhörermenge zündende Reden hielten, deren Inhalt in wenigen Worten eine Aufforderung war, auf die Hauptstadt loszugehen und sie bis auf den letzten Stein zu zerstören. Für besonders scharfsinnige Köpfe war das noch wenig! Bald mußten die Vorräte ausgehen. Wenn der Hunger dann das Delirium mit sich brachte, mußte sich die Wut des Pöbels verzehnfachen – dann mußte man auf das Schlimmste gefaßt sein.

Plötzlich beruhigte sich alles. Der Winter war unerwartet schnell hereingebrochen und erkältete die lodernden Gemüter, und vom grauen Himmel, der wie mit Schnee auswattiert schien, fielen Lawinen unerbittlicher Flocken herab; es war der

Vorhang, der nach dem zweiten Akt des
Dramas fiel.

XIII. Ein Schreckenstag

Die Verirrung der Hostelianer hatte nicht nur einen Stillstand jeder Produktion zur Folge gehabt; die bis aufs Fünffache angewachsene Bevölkerung mußte nun ausschließlich aus den ziemlich erschöpften Vorräten leben. Das Elend war groß während des Winters 1893. Während der fünf Monate seiner Dauer leistete der Kaw-djer Übermenschliches. Jeden Tag gab es neue Schwierigkeiten zu lösen, immer war den Verhungerten Beistand zu leisten, die unzähligen Kranken mußten gepflegt werden; er sollte mit einem Wort überall gleichzeitig sein. Die Liberier wurden mit Bewunderung erfüllt, als sie die unbeugsame Energie und den unveränderlichen Opfermut des Kaw-djer beobachteten und es quälten sie die heftigsten Vorwürfe.

So rächte sich dieser Mann, welcher – sie wußten es jetzt alle – auf eine so glänzende

Existenz verzichtet hatte, um ihr mühsames Leben zu teilen, der Mann, den sie so feige verleugnet hatten.

Aber trotz aller Bemühungen des Kaw-djer war kaum das zum Leben Nötigste in Liberia aufzutreiben. Wie mußte es auf dem Lande draußen aussehen? Besonders bei den Placers, wo Tausende von Menschen zusammengedrängt lebten, welche sicher keine Vorsichtsmaßregeln getroffen hatten, um die Wintermonate überdauern zu können.

Jetzt war es zu spät, um ihre Unvorsichtigkeit gut zu machen. Sie waren durch den Schnee von der übrigen Insel abgesperrt und konnten nur auf die in ihrer nächsten Umgebung befindlichen Vorräte rechnen. Und diese Vorräte mußten schon in wenigen Tagen aufgezehrt worden sein.

Aber später erfuhr man, daß einige wenige doch die Hindernisse überwunden hatten und weit in die Insel vorgedrungen waren.

Zwischen ihnen und den Landleuten war es zu blutigen Einzelkämpfen gekommen.

Die Unbarmherzigkeit der Menschen war größer als die der Natur. Der Winter hatte den Blutstrom, der unausgesetzt die Erde tränkte, vermindert, aber nicht versiegen lassen.

Aber nur wenige wagten sich fort, um es mit der Feindschaft der Menschen und der Natur aufzunehmen. Wie lebten die anderen? Man brachte später in Erfahrung, daß viele an Hunger und Kälte gestorben waren. Wie ihre glücklicheren Gefährten ihr Leben fristen konnten, blieb für immer ein Rätsel.

Der Kaw-djer brauchte keine Einzelheiten zu kennen, um zu verstehen, welche Qualen diese Unglücklichen durchgemacht hatten. Er erriet ihre Verzweiflung und begriff, daß sich diese im Frühling in Raserei verwandeln müsse. Dann mußte die Gefahr wahrhaft drohend werden; denn, nach dem Schmelzen des Schnees, wurden die

Straßen wieder passierbar und dann mußte die verhungerte Menge sich über die Insel zerstreuen und rauben und plündern ...

Zwei Tage nach dem Eintritt des Tauwetters erfuhr man, daß das Kontor der »Franco-English Gold Mining Company«, dem der Franzose Maurice Regnauld und der Engländer Alexander Smith vorstanden, durch eine Bande Rasender überfallen worden sei. Aber die beiden jungen Leute hatten sich zu wehren gewußt. Sie hatten ihre aus mehreren Hunderten bestehende Arbeiterschaft versammelt, die Angreifer zurückgeworfen und ihnen bedeutende Verluste beigebracht.

Wieder einige Tage später hörte man von einer Reihe von Verbrechen, deren Schauplatz der Norden der Insel war. Bauernhäuser waren geplündert, ihre Besitzer vertrieben oder erschlagen worden. Wenn man dabei ruhig zusah, mußte binnen eines Monats die Insel verwüstet sein. Es mußte gehandelt werden!

Die Lage war bedeutend günstiger als im Vorjahre. Wenn der Frühling auch die Abenteurer zu Ausschreitungen hingerissen hatte, war doch die eigentliche hostelische Bevölkerung unbeeinflusst geblieben.

Die Lektion hatte gewirkt! Mit Ausnahme der hundert Verirrten, die sich geweigert hatten, die Placers zu verlassen und die wahrscheinlich umgekommen waren, hatte die Bevölkerung von Liberia ihre Einigkeit gewahrt. Niemand wollte einen dritten nutzlosen Versuch wagen. Außer wenigen Kolonisten, welche besonderes Glück gehabt, waren alle anderen ruiniert und mit untergrabener Gesundheit und zerstörter Zukunft zurückgekommen.

Aber auf diesen bescheidenen, in den Placers erworbenen Vermögen ruhte kein Glück; gewöhnlich wurden sie von den Gewinnern bald verschleudert in den Spielhöllen und Schenken, wo sich Revolverschüsse und rohe Flüche abwechselten. »Wie gewonnen, so zerronnen,« könnte man hier sagen. Alle

sahen ihre Torheit ein und keiner wollte sie ein zweites Mal begehen.

Der Kaw-djer verfügte demnach über die gesamte Bürgergarde. Tausend wohldisziplinierte Männer bedeuteten eine Macht und obwohl ihnen die Gegner zwanzigmal überlegen waren, zweifelte er nicht an seinem Siege.

Noch einige Tage Geduld waren nötig, um den durch den Schnee zerweichten Straßen etwas Zeit zum Austrocknen zu geben und dann sollte die hostelische Streitmacht die Insel von den Abenteurern säubern.

Aber diese kamen dem Kaw-djer zuvor. Sie führten das tragische Ende herbei, das das Schicksal der Insel besiegelte.

Am 3. November – die Wege waren noch Moräste zu nennen, berichteten vom Lande hereinfliehende Hostelianer, daß eine Truppe von tausend Goldsuchern auf die Stadt marschiere.

Sie wußten nichts über die Absichten dieser Truppe zu berichten, aber friedlicher Natur mußten sie nicht sein, das konnte man aus ihrer Bewaffnung und ihren Drohreden erkennen.

Der Kaw-djer traf seine Anordnungen. Die Bürgergarde versammelte sich vor dem Regierungspalaste und sperrte alle Zugänge zum Platze ab. Dann wartete man auf das Kommende.

Die angesagte Truppe erreichte Liberia am Abend. Das Echo ihrer Schreie und wilden Gesänge eilte ihr voraus. Die Goldgräber, welche die Liberier zu überrumpeln gehofft, waren ihrerseits unangenehm überrascht, die hostelische Bürgergarde in Schlachtordnung aufgestellt zu sehen, was ihren Wagemut etwas herabdämpfte. Bestürzt blieben sie stehen ... Anstatt unversehens hereinzufallen, mußte jetzt verhandelt werden.

Zuerst beratschlagten sie unter vielem Geschrei und Gestikulationen, dann

meldeten sich die Wortführer bei Hartlepool und bedeuteten ihm, daß sie mit dem Kaw-djer zu sprechen hätten. Ihrem Ersuchen wurde Folge geleistet, der Kaw-djer wollte zehn Abgesandte hören.

Diese zehn Abgesandten mußten aber erst gewählt werden und das bedingte wieder viel Streit und Geschrei. Endlich traten sie vor die Front der Bürgerreihen, die sich öffnete, um sie durchzulassen. Jede Bewegung, die Hartlepool kommandierte, wurde mit bewunderungswerter Präzision ausgeführt. Geschulte Soldaten hätten es nicht besser machen können. Die Delegierten wurden dadurch sehr impressioniert, besonders, als nach einem neuen Befehlsworte die Bürgergarde ihre Reihen hinter ihnen schloß.

In der Mitte des Platzes stand der Kaw-djer, in dem von den Truppen freigelassenen Raum. Während die Abgesandten auf ihn zuschritten, konnte man sie mit Muße betrachten. Vertrauenswürdig war ihr Aussehen nicht! Sie waren groß, hatten

breite Schultern und schienen kräftig, obwohl die Schrecknisse des Winters sie abgemagert hatten. Meist waren sie in Leder gekleidet, das mit einer dicken Schmutzschicht bedeckt war; Haar und Bart waren verwirrt und ungepflegt und verliehen ihren Gesichtern das Aussehen wilder Tiere. In ihren Augen blitzte die Schlaueheit des Luchses und sie ballten die Hände, als sie vorwärtsschritten.

Der Kaw-djer stand unbeweglich da und trat keinen Schritt vor; als sie bei ihm angelangt waren, wartete er ohne eine Frage zu stellen ab, daß sie ihm ihr Anliegen vorbrächten.

Aber die Abenteurer sprachen nicht gleich. Instinktiv hatten sie ihre Kopfbedeckungen vor dem Kaw-djer abgenommen und, im Halbkreis um ihn stehend, rückten sie verlegen von einem Bein auf das andere. Ihr wildes Aussehen war nur ein Schein, im Gegenteil schienen sie in Wirklichkeit wie Kinder, die mit ihrer kleinen Person nichts anzufangen wußten, sobald sie sich von den

Kameraden getrennt fühlten, isoliert auf dem großen Platz standen vor dem Manne, der sie um Haupteslänge überragte und dessen majestätisches Aussehen ihnen imponierte.

Endlich wurden sie ihrer Verwirrung Herr und fanden den Gebrauch der Zunge wieder. Einer nahm das Wort:

»Gouverneur, sagte er, wir kommen im Namen unserer Kameraden« ...

Der Redner hielt ganz verschüchtert inne; der Kaw-djer half ihm nicht, den Faden seiner Rede aufzufinden; endlich fuhr er fort:

»Unsere Kameraden haben uns hergeschickt« ...

Neue Pause von Seite des Redners und gleiches Schweigen des Kaw-djer.

»Ja, wir sind halt ihre Abgesandten, mischte sich ein anderer der Goldsucher ins

Gespräch, den diese Stockungen ärgerten.

– Ich weiß, sagte der Kaw-djer in kaltem Tone. Was weiter?«

Die Delegierten sahen sich bestürzt an. Sie hatten die Liberier erzittern machen wollen ... So wenig fürchtete man sie! ...

Wieder herrschte Schweigen. Dann nahm ein dritter Mann, welcher durch einen riesigen, ganz verworrenen Bart auffiel, all seinen Mut zusammen und brachte das Wichtige zur Sprache:

»Dann? ... sagte er, ja dann haben wir eine Klage vorzubringen; das ist das »Dann«.

– Worüber beklagt ihr euch?

– Über alles. Wir können es hier zu nichts bringen, weil man uns so schlecht behandelt.

Der Kaw-djer war trotz des Ernstes der Situation innerlich belustigt über einen

derartigen Vorwurf im Munde eines der Verwüster der Insel.

»Ist das alles? fragte er dann.

– Nein, sagte der Dritte, der das Reden nicht ganz verlernt hatte. Wir wollen auch, daß nicht jeder erste beste die Placers bearbeiten darf. Man muß sich ja raufen um sein Recht. Alle Gentlemen – der Abenteurer, ein Westamerikaner, sprach das Wort in vollstem Ernste – möchten auch Konzessionen haben, wie das überall der Fall ist ... Das wäre mehr – offiziell, fügte er nach einem Moment des Überlegens hinzu.

– Ist das alles? fragte der Kaw-djer wieder.

– Es sind noch einige Punkte ... sagte der Goldsucher; aber erst möchten die Gentlemen eine Antwort bezüglich der Konzession.

– Nein, sagte der Kaw-djer.

– Nein?

– Die Antwort lautet: *nein*,« präzisierte der Kaw-djer.

Die Abgeordneten hoben die Köpfe und ein böser Ausdruck glitt über ihre Gesichter.

»Warum nicht? fragte einer, der bisher den Mund noch nicht aufgetan hatte; die Gentlemen wollen einen Grund wissen.«

Der Kaw-djer schwieg. Wahrhaftig! Sie erlaubten sich, Gründe zu fordern. Das Gesetz, das von niemandem respektiert worden war, bestimmte einen Preis für die Auslieferung einer jeden Konzession, ferner reservierte es diese Konzessionen ausschließlich für die Hostelianer und verweigerte sie den Abenteurern, die ungebeten sich hier breitgemacht hatten.

»Warum?« wiederholte der vorige, als er sah, daß seine Bemerkung unbeachtet blieb.

Aber auch die zweite Frage hatte keinen besseren Erfolg als die erste, darum beantwortete er sie sich selber:

»Wegen der Gesetze? ... sagte er. Die kennt man, die Gesetze ... Man soll uns einfach naturalisieren ... Die Erde ist für alle da, und ich denke doch, wir sind Menschen wie alle anderen!« ...

Der Kaw-djer würde früher ebenso gesprochen haben. Jetzt waren seine Ideen sehr geändert. Jetzt verstand er diese Sprache nicht mehr. Nein! Die Erde gehört nicht allen ohne Ausnahme. Sie gehört jenen, die sich mit ihr plagen, sie bebauen; jenen, denen sie durch fleißige Arbeit eine Nährmutter wird; jenen, die den Boden zwingen, sich mit einem Teppich goldener Ähren zu bedecken.

»Und dann, fuhr der Redner fort, wenn man schon von Gesetzen spricht, will man sie auch durchgeführt sehen, diese Gesetze! Wenn aber diejenigen, die sie aufstellen, nicht nach ihnen handeln, was sollen denn

da die anderen tun. Das frage ich? Wir haben den 3. November heute. Warum ist man am 1. nicht zu einer neuen Wahl geschritten, da die Zeit des Gouverneurs abgelaufen ist?«

Der unerwartete Vorwurf setzte den Kauder in Erstaunen. Wer konnte diesen Goldsucher so genau informiert haben? Wahrscheinlich Kennedy, welchen man schon lange nicht mehr in Liberia gesehen hatte. Die Bemerkung war vollkommen richtig. Die Periode, die er selbst fixiert hatte, als er sich freiwillig wählen ließ, war abgelaufen und man hätte zwei Tage vorher zu einer Neuwahl schreiten müssen, wenn man das von ihm aufgestellte Gesetz befolgt hätte!

Er hatte aus dem Grunde nicht darauf gedrungen, weil er es nicht für zeitgemäß gehalten hatte, eine so verwickelte Situation noch durch Komplikationen zu verschlimmern. Es handelte sich ja doch nur um eine simple Formalität, er würde ja doch wieder zum Gouverneur gewählt.

Aber was ging das diese Leute an, die mit den Wahlen doch gar nichts zu tun hatten?

Der Abenteurer, durch das Schweigen des Kaw-djer kühn gemacht, fuhr in sehr selbstbewußtem Tone fort:

»Die Gentlemen fordern diese Wahl und wünschen, daß auch ihre Stimmen zählen. Sie sind genau so viel wert als die der anderen, selbstredend! Wie kommen fünftausend Menschen dazu, einer Zahl von zwanzigtausend Gesetze vorzuschreiben; das ist ungerecht!« ...

Der »Gentleman« machte wieder eine Pause und erwartete vergebens eine Antwort. Er wollte aber jetzt etwas wissen, und um anzuzeigen, daß seine Mission beendet war, schloß er:

»Na also!

– Ist das alles? fragte der Kaw-djer zum dritten Male.

– Ja ... antwortete der Delegierte; das ist alles, und doch wieder nicht ... für den Augenblick ist es alles« ...

Der Kaw-djer schaute diesen zehn Männern scharf ins Gesicht, dann sagte er in eisigem Tone:

»Hier meine Antwort: Ihr seid gegen unseren Willen hier! Ich gebe euch vierundzwanzig Stunden Frist, dann habt ihr euch allen unseren Bedingungen zu unterwerfen. Ist diese abgelaufen, dann werde ich handeln!«

Er machte ein Zeichen. Hartlepool kam mit zwanzig Mann herbei.

»Hartlepool, sagte der Kaw-djer, wollen Sie diese Herren aus unserem Kreise hinausgeleiten!«

Die Delegierten waren wie vom Donner gerührt. So sehr sie auch auf ihre Stärke pochten, diese eisige Ruhe lehrte sie die

Furcht kennen. Von den Hostelianern eingeschlossen, entfernten sie sich willig.

Aber als sie wieder bei den Ihrigen angelangt waren, die sie so hochtrabend als »Gentlemen« bezeichnet hatten, änderte sich der Ton. Während sie ihre Unterredung erzählten, brach der bisher in ihnen unterdrückte Zorn mit elementarer Heftigkeit los und um ihren empörten Gefühlen Ausdruck zu verleihen, fanden sie die kräftigsten Schimpfworte und Flüche mit Leichtigkeit.

Diese eigenartige Form der Beredsamkeit wurde von der Menge nachgeahmt und bald schloß der Kaw-djer aus dem Konzert, das an sein Ohr drang, daß seine Antwort allgemein bekannt geworden war. Lange beruhigte sich die Aufregung nicht. Die hereinbrechende Nacht verminderte sie, ohne sie ganz zu unterdrücken. Bis zum Morgen widerhallten die Schatten vom wilden Geschrei. Wenn man die Abenteurer auch nicht sah, hörte man sie nur zu gut. Jedenfalls beharrten sie bei ihrem Vorhaben

und lagerten für die Nacht in der Nähe der Stadt.

Die Bürgergarde tat desgleichen. Es wurde die ganze Nacht abwechselnd, mit der Waffe schußbereit zur Hand, gewacht.

Wirklich waren die Abenteurer nicht abgezogen. Beim Morgendämmern sah man die Straßen von Liberia von Menschen wimmeln. Viele Goldsucher, welche das Geschrei der Nacht müde gemacht hatte, lagen aus der Straße und schliefen. Aber beim ersten Sonnenstrahl erhoben sich alle und der Lärm vom Vorabend wurde fortgesetzt.

Natürlich wurden alle Häuser in den Straßen sorgfältig verschlossen. Niemand wagte sich heraus. Wenn ein Hostelianer nur durch einen Spalt seiner Fenster hinausblickte, so war ein Hagel von Schimpfworten die Antwort auf einen solchen Versuch und er mußte sich schleunigst zurückziehen.

Sonst verlief der Morgen verhältnismäßig ruhig. Die Abenteurer schienen nicht recht mit sich im Reinen zu sein, was zu tun sei, und sie stritten sich weidlich herum. Ihre Anzahl vergrößerte sich von Stunde zu Stunde. Gewiß waren jetzt fünf- bis sechstausend Leute versammelt, denn Boten waren in der Nacht ausgesandt worden, um Verstärkungen zu holen. Die Leute vom Golden Creek hatten eintreffen können, nicht aber jene Abenteurer, welche in den Gebirgen in der Mitte des Landes oder an der Nordwestspitze arbeiteten, ihre Entfernung zählte mehrere Tage.

Ihre Gefährten, die die Stadt überschwemmten, hätten wohl daran getan, sie zu erwarten. Wenn sie zu einer Menge von zehn- oder zwanzigtausend Menschen angewachsen wären, mußte die Lage für Liberia, die jetzt schon bedenklich war, geradezu eine verzweifelte werden.

Aber diese vorschnellen Geister, die ihre Leidenschaften nicht zu zügeln gewohnt waren, hatten nicht die Geduld, so lange zu

warten. Ihre Aufregung wuchs zusehends. Die Menge war ganz verwirrt unter dem doppelten Einfluß der Müdigkeit und der durch die Reden hervorgerufenen Erregung.

Gegen elf Uhr warfen sie sich von allen Seiten gleichzeitig auf die Hostelianer. Die Bürgergarde streckte sofort ihre Bajonette vor. Die Angreifer mußten zurückweichen und waren bemüht, die Nachdrängenden aufzuhalten. Um unbeabsichtigte Unglücksfälle zu verhindern, ließ der Kawdjer seine Truppe etwas zurückweichen; in vollkommener Ordnung postierten sie sich näher an das Regierungsgebäude. Jetzt waren die auf den Platz führenden Straßen frei. Die Abenteurer, die dem Manöver einen ganz falschen Beweggrund unterschoben, stießen ein Siegesgeheul aus.

Der durch das Zurückweichen der Hostelianer frei gewordene Platz wurde sogleich von vordrängenden Abenteurern besetzt, doch sie begriffen bald ihren Irrtum. Noch waren sie nicht Sieger! Immer noch versperrte ihnen die Bürgergarde den

Weg. Wenn auch die sechstausend Mann genau so unbeweglich dastanden wie ihre Anführer, so führten sie doch den Rachestrahl in ihrer Hand. Ihre tausend Gewehre amerikanischer Konstruktion waren den Goldsuchern bekannt. Ein Magazin lieferte den Schützen noch sieben Patronen, mit denen in weniger als einer Minute siebentausend Schüsse abgegeben werden konnten und die aus allernächster Nähe treffen mußten. Das hätten die Tapferen überlegen sollen.

Aber ihr Geisteszustand ließ ihnen keine ruhige Überlegung zu. Sie regten sich gegenseitig immer mehr auf. Ihre große Kopfzahl erfüllte sie mit Mut und sie fürchteten nicht mehr die vor ihnen stehende Truppe, deren Unbeweglichkeit sie für Schwäche nahmen. Und es kam der Moment, wo sie aller Vernunft beraubt wurden.

Das Schauspiel war packend! Im Umkreis des Platzes die heulende, tobende Menge, die tausend Fäuste drohend erhob und

abertausend Lästerungen ausstieß. Dreißig Meter vor ihnen, längs der Fassade des Regierungspalastes, die Truppe des Kaw-djer in bester Ordnung, mit der Unbeweglichkeit von Statuen. Hinter diesen Leuten stand der Kaw-djer allein, auf der letzten Stufe, die zu dem Gebäude emporführte, welcher alles mit sorgenvollem Blick umfaßte und nach einem Mittel suchte, den Zwiespalt auf friedliche Weise zu schlichten.

Um ein Uhr mittags wurde das Toben ärger; direkte Schimpfworte wurden herübergeschleudert. Die Hostelianer antworteten nicht darauf.

In der ersten Reihe der Schimpfenden erblickten sie ein bekanntes Gesicht. Die Abenteurer hatten Kennedy vorgestoßen, dessen aufrührerische Reden und Ratschläge großen Einfluß auf ihren Entschluß gehabt hatten. Er hatte sie über das Gesetz betreffs der Wahl eines Gouverneurs aufgeklärt, er hatte ihnen geraten, das Wahlrecht und die Beteiligung

an den Wahlen aus der Insel zu fordern, und er hatte ihnen versichert, daß der Kaw-djer von allen werde verlassen werden und er ihnen nichts verweigern könnte.

Die Wirklichkeit zeigte sich in einer anderen Beleuchtung. Sie stießen sich an tausend Gewehren und es erschien ihnen gerecht, daß derjenige, der sie in diese Klemme gebracht hatte, auch an allen Gefahren teilnehmen sollte.

Das paßte dem einstigen Matrosen, welcher durch andere sich rächen wollte, gar nicht recht. Er hatte nicht mehr das Auftreten eines Nabob. Bleich und zitternd stand er da und fühlte sich gar nicht wohl. Die Menge verlor den Kopf immer mehr und mehr. Die Schimpfworte genügten nicht, man schritt zu Tätlichkeiten. Steine wurden auf die Hostelianer geschleudert und die Sache wurde immer kritischer.

Während einer vollen Stunde dauerte dieser verderbenbringende Regen an. Mehrere Leute wurden verwundet und zwei oder

drei mußten den Platz verlassen. Ein Stein traf den Kaw-djer an die Stirne. Er wankte, richtete sich aber mit einer energischen Anstrengung wieder auf, wischte ruhig das hervorsickernde Blut ab und nahm seinen Beobachterposten wieder ein.

Nach einer Stunde gaben die Angreifer diese anstrengende Übung auf, sie führte zu nichts. Die Projektile fielen seltener herüber, als plötzlich ein lauter Aufschrei durch die Reihen der Aufrührer ging! Was war geschehen? Der Kaw-djer hob sich auf die Fußspitzen, um zu sehen, was in den benachbarten Straßen vor sich gehen mochte. Er konnte nichts bemerken. Weiter nach rückwärts schien das Wogen der Menge noch bedeutender zu sein, aber mehr war nicht zu unterscheiden.

Bald sollte alles klar werden. Einige Minuten später brachen sich drei herkulisch gebaute Goldsucher mit Ellbogenstößen Bahn durch die dichtgedrängte Menge und pflanzten sich vor der ersten Reihe ihrer Genossen auf, als ob sie beweisen wollten,

daß sie die feindlichen Kugeln nicht fürchteten. Und wirklich, sie brauchten sie nicht mehr zu fürchten! Denn sie trugen vor sich Geiseln her, die als lebende Schilder dienten und sie vor den Kugeln beschützten.

Die Angreifer hatten eine teuflische Idee zur Ausführung gebracht. Sie hatten die Türe eines Hauses gesprengt und sich der Bewohner bemächtigt; es waren zwei junge Frauen, die es mit einem Kinde allein bewohnten; der Mann der einen Frau war während des letzten Winters gestorben. Zwei Goldgräber hatten die Frauen ergriffen, ein dritter das Kind, mit diesen Schildern deckten sie sich und drangen auf den Kaw-djer und seine Truppe ein. Niemand konnte jetzt einen Schuß wagen, weil er diese unschuldigen Wesen getroffen haben würde. Die Frauen hatte der Schreck gelähmt, sie ließen willenlos alles mit sich geschehen. Das Kind wurde von einem riesenhaften Menschen mit brutalem Griff auf Armeslänge vom Leibe gehalten und er lachte laut.

Das übertraf an Roheit alles, was der Kaw-djer bisher gesehen hatte. Der abscheuerregende Anblick machte diesen starken Mann erzittern. Er empfand Furcht; er wurde totenbleich.

Und doch war das ein Augenblick schneller Entscheidung. Schon hatten die Goldgräber, Verwünschungen ausstoßend, einen Schritt vorwärts gemacht. Ihre Verwirrung war aber so groß, daß sie es nicht auf ein Handgemenge ankommen ließen, wobei die anderen unfehlbar den kürzeren gezogen hätten, da die Goldsucher ihnen an Zahl bedeutend überlegen waren. Jetzt waren sie zwanzig Meter von den Hostelianern entfernt, die wie Statuen dastanden, als Schüsse fielen. Es waren Revolver abgefeuert worden und ein Hostelianer fiel.

Nun durfte nicht mehr gezögert werden. In einer Minute konnte man überwältigt sein und die Gesamtbevölkerung von Liberia, Männer, Frauen und Kinder, wären grausam umgebracht worden.

»Gewehre hoch!« kommandierte der Kaw-djer, dessen Gesicht Leichenblässe überzog.

Die Leute gehorchten mit der Pünktlichkeit der Disziplin. Die Kolben lagen im Augenblick an der Schulter und die Läufe blitzten drohend nach der empörten Menge.

Aber diese war ihrer Sinne nicht mehr mächtig, sie ließ sich nicht mehr einschüchtern. Neue Revolverschüsse fielen aus ihren Reihen und forderten drei weitere Opfer unter den Hostelianern. Jetzt waren sie auf zehn Schritte Entfernung herangekommen, ein unzurechnungsfähiger, toller Menschenknäuel.

»Feuer!« kommandierte der Kaw-djer mit heiserer Stimme.

Die heroische Ruhe seiner Leute während dieser langen Prüfung belohnte den Kaw-djer reichlichst für die Aufopferung, die er an sie verschwendet hatte! Jetzt hatten sie sich gegenseitig nichts mehr zu danken.

Aber wenn sie auch in der dankbaren Anhänglichkeit an ihren Führer die Kraft gefunden hatten, sich als Soldaten zu benehmen, so waren sie schließlich doch keine Soldaten. Sobald der Finger den Hahn berührt hatte, ließen sie sich vom Feuer der Schlacht hinreißen und gaben nicht einen, sondern alle Schüsse ab. Wie Donnerrollen klang es. In drei Sekunden hatten die Gewehre siebentausend Kugeln verschossen. Dann wurde es totenstill ...

Die Hostelianer sahen sich bestürzt an. In der Ferne verschwanden einige Flüchtlinge, vor ihnen stand niemand mehr, der Platz war leer.

Leer? ... Ja, bis auf eine Erhöhung – die nichts anderes war als ein Berg von Leichen, von dem Ströme von Blut herabrannen. Wieviele Tote mochten da liegen? ... Tausend? ... Fünfzehnhundert? ... Noch mehr? ... Wer konnte es sagen!

Am Fuße dieses furchterregenden Haufens, neben dem toten Kennedy, waren die

beiden Frauen niedergefallen. Die eine hatte eine Kugel in die Schulter bekommen und war tot oder betäubt. Die andere erhob sich unverletzt und suchte in Todesangst nach ihrem Kinde. Es lag auch unter den Leichen im Blute, war aber, wie durch ein Wunder, von den Kugeln verschont worden und schien an dieser neuen Unterhaltung große Freude zu empfinden, denn es lächelte froh seiner Mutter entgegen ...

Der Kaw-djer, eine Beute des unsagbarsten Schmerzes, hatte sein Gesicht in den Händen verborgen, um das Entsetzliche nicht ansehen zu müssen. Er stand einen Augenblick ganz gebeugt da, dann richtete er sich langsam, langsam empor ...

Mit einer gemeinsamen Bewegung drehten sich die Hostelianer nach ihm um und sahen ihn schweigend an ...

Er hatte keinen Blick für sie! Unbeweglich starrte er auf den fürchterlichen Leichenhaufen und auf seinem von Furchen durchzogenen Antlitz, das um zehn Jahre

gealtert schien, rannen langsam schwere
Tränen herab.

Der Kaw-djer weinte ...

XIV. Die Abdankung

Der Kaw-djer weinte ...

Wie schrecklich waren die Tränen *dieses* Mannes! Wie beredt sprachen sie von seinem Schmerze!

Er hatte befohlen: »Feuer!« ... Er! Auf *seinen* Befehl hatten die Kugeln ihren blutigen Weg gefunden! Ja, so weit hatten ihn die Menschen gebracht; ihre Schuld war es, wenn er sich jetzt den verabscheuungswürdigsten Tyrannen an die Seite stellen durfte, die er mit so aufrichtigem Hasse gehaßt hatte; jetzt wühlte er wie sie in Menschenblut, er hatte den Mord anbefohlen!

Und es mußte noch Blut vergossen werden! Das Werk war erst begonnen; es galt, es zu vollenden. Ungeachtet allen trügerischen Scheins lag darin die Pflicht.

Und dieser Pflicht blickte der Kaw-djer mutig ins Auge. Seine Erschlaffung dauerte nur kurze Zeit, bald hatte er alle Energie wiedergefunden. Er überließ es den Greisen und Frauen, die Toten zu beerdigen und den Verwundeten beizustehen, und brach schleunigst zur Verfolgung der Flüchtigen auf. Diese waren vor Schreck wie gelähmt und dachten nicht an den leisesten Widerstand. Tag und Nacht blieb man ihnen auf den Fersen.

Mehrmals stießen die Hostelianer mit Banden zusammen, die zu spät zum Handgemenge gekommen waren. Sie wurden mit Leichtigkeit zersprengt und nach Norden verjagt.

Die ganze Insel wurde durchstreift. Man fand die Erde mit den traurigen Resten jener Unglücklichen bedeckt, welche der Hunger aus ihrer Hütte getrieben hatte und die im Laufe des letzten Winters im Schnee erfroren waren. Lange hatte der Frost die Verwesung der Körper aufgehalten, jetzt beim Tauwetter ging der Prozeß sehr rasch

vor sich. In drei Wochen waren die Abenteurer, achtzehntausend an der Zahl, auf die Halbinsel Dumas zurückgedrängt; den Isthmus hielt der Kaw-djer besetzt.

Der Bürgergarde hatten sich dreihundert Männer der »Franco-English Gold Mining Company« zugesellt, deren Beistand nicht zu unterschätzen war. Aber trotz dieser Verstärkung war die Situation beunruhigend. Wenn auch die Goldsucher zuerst niedergeschlagen waren über die Nachricht von dem Blutbade, dem ihre Genossen zum Opfer gefallen waren, und wenn man sie nachher in kleinen Abteilungen auf leichte Weise besiegt hatte, so war das jetzt anders geworden, da ihre Kräfte vereinigt waren. Ihre numerische Überlegenheit war so groß, daß ein offensives Vorgehen von ihrer Seite sehr zu fürchten war.

Die Intervention der Franco-englischen Gesellschaft verhinderte diese Eventualität. Die beiden Direktoren, Maurice Regnauld und Alexander Smith, welche sich die ihnen

nötige Arbeiterschaft sichern wollten, schlugen dem Kaw-djer vor, aus den Abenteurern eine Wahl zu treffen und aus der Menge zirka tausend Leute auszusuchen, denen gestattet werden sollte, auf der Insel zu bleiben. Diese Männer wollte die Gold Mining Company beschäftigen und unter ihrer Aufsicht behalten; aber bei dem ersten Vergehen sollten sie unerbittlich verjagt werden.

Der Kaw-djer nahm den Vorschlag an, das ihm ein Mittel in die Hand gab, die Kräfte des Gegners zu schwächen. Ohne weiteres Zögern wagten es Maurice Regnauld und Alexander Smith, auf der Halbinsel Dumas vorzudringen und lieferten dadurch den Beweis eines größeren Mutes als der Löwenbändiger, welcher sich in den Käfig wilder Bestien begibt. Acht Tage später kamen sie mit tausend sorgfältig ausgewählten Männern zurück.

Die Sachlage war jetzt schon günstiger. Diese tausend Leute vermehrten die Zahl der Hostelianer und verminderten die

feindlichen Streitkräfte. Der Kaw-djer vertraute die Wache über den Isthmus Hartlepool an und drang ins Innere der Halbinsel vor. Er fand weniger Widerstand, als er geglaubt hatte. Die Goldgräber hatten noch nicht Zeit gefunden, sich zu fassen.

Es gelang, ihre Reihen zu durchbrechen und man zwang jede Abteilung, sich auf die Fahrzeuge einzuschiffen, die zu diesem Zwecke von Neudorf herübergekommen waren und an der Küste kreuzten. In wenigen Tagen war alles getan. Der Boden der Insel war gereinigt – nur die tausend Abenteurer blieben zurück, für die Maurice Regnauld und Alexander Smith die Verantwortung übernommen hatten und deren Anzahl zu klein war, um eine wirkliche Gefahr zu bedeuten.

Aber es sah traurig aus auf der Insel! Die Felder waren unbebaut und die nächste Ernte ging verloren wie die vorhergehende. Viele Tiere waren auf den Weideplätzen zugrunde gegangen, weil sie sich immer selbst überlassen waren. Man hatte einen

Rückschritt von mehreren Jahren gemacht und wie in der ersten Zeit ihres Aufenthaltes auf der Insel Hoste bedrohte wieder der Hunger die unglücklichen Bewohner.

Der Kaw-djer sah diese Gefahr klar vor sich, aber sein Mut wankte nicht. Es durfte nur keine Zeit verloren werden. Darnach handelte er, als Diktator, wie unangenehm ihm dies auch fallen mochte!

Wie einstens wurden alle auf der Insel aufzutreibenden Vorräte gesammelt, um dann an die einzelnen Familien verteilt zu werden. Das hatte große Unzufriedenheit zur Folge. Aber die für nötig befundenen Maßnahmen wurden ausgeführt und um das Murren der Gegner kümmerte man sich nicht.

Inzwischen wurden in Südamerika auf Rechnung des Staates und vieler einzelner Personen große Einkäufe gemacht. Die ersten Ladungen wurden in Neudorf einen

Monat später ausgeschifft und nun verbesserte sich die Lage zusehends.

Dank dieses wohltätigen Despotismus fand Liberia und sein Vorort bald die alte Lebenskraft und Freudigkeit wieder. Der Hafen beherbergte im Sommer mehr Schiffe als je und durch einen glücklichen Zufall berechnete dieses Jahr der Walfischfang zu den denkbar günstigsten Hoffnungen. Norwegische und amerikanische Schiffe strömten dem Hafen zu und die Bereitung des Trans beschäftigte auch etwa hundert Hostelianer unter sehr guten Bedingungen. Die Sägewerke bekamen viel Arbeit, die Konservenfabriken hatten auch vollauf zu tun und die Anzahl der Seewolfsjäger verdoppelte sich.

Mehrere hundert Yacanas, die sich den strengen Maßnahmen der argentinischen Regierung nicht fügen wollten, verließen das Feuerland, übersetzten den Beagle-Kanal und erbauten ihre Hütten an der Küste der Insel Hoste.

Am 15. Oktober waren die Wunden der Kolonie wenn auch nicht geheilt, so doch verbunden. Der erlittene Schaden war bedeutend und konnte erst in vielen Jahren wieder wettgemacht werden, aber äußerliche Spuren waren nicht mehr wahrzunehmen. Das Volk hatte seine Beschäftigung wieder aufgenommen und das normale Leben ging wieder seinen Lauf.

Um diese Zeit kaufte der hostelische Staat einen Dampfer von sechshundert Tonnen an, der den Namen »Yacana« erhielt. Nun wurde eine regelmäßige Verbindung mit den Küstenorten und den anderen Niederlassungen des Archipels geschaffen. Auch sollte er mit dem Kap Hoorn in Kontakt bleiben, dessen Leuchtturm endlich fertiggestellt war.

In den letzten Tagen des Jahres 1893 war dem Kaw-djer diese erfreuliche Nachricht zugekommen. Alle Arbeiten waren beendet: die Wohnungen der Leuchtturmwächter, die Reservenmagazine, der zwanzig Meter

hohe Turm, die Aufstellung der Dynamomaschinen, denen – durch eine geistvolle Erfindung Dicks – die Kraft der Wellen und der Gezeiten dienstbar gemacht wurden. Sie konnten daher ohne jegliches Brennmaterial in Ewigkeit funktionieren, wenn die nötigen Reparaturen an den Maschinen nicht vernachlässigt wurden und für Ersatzstücke der abgenützten Maschinenteile gesorgt war.

Die Einweihung, die der Kaw-djer sehr feierlich gestalten wollte, wurde auf den 15. Januar 1894 festgesetzt. An diesem Tage sollte die »Yacana« zwei- bis dreihundert Hostelianer zum Kap Hoorn bringen und vor ihren Augen sollten die Leuchtfeuer zum ersten Male aufflammen. Nach allen überstandenen Drangsalen freute sich der Kaw-djer auf diesen Festtag, der seine lange gehegten Lieblingspläne endlich verwirklichte.

So lautete das Programm und niemand ahnte, daß es geändert werden könnte, als

ganz unerwartete Ereignisse es in roher Weise umstießen.

Am 10. Januar, also fünf Tage vor der Ausführung, ging ein Kriegsschiff im Hafen von Neudorf vor Anker. Auf seinem Hintermast wehte die chilenische Flagge. Ans einem Fenster des Regierungspalastes folgte der Kaw-djer, welcher das Fahrzeug bemerkt hatte, mit einem Fernrohr den verschiedenen Landungsmanövern, dann glaubte er an Bord eine Bewegung wahrzunehmen, aber Genaueres konnte er nicht unterscheiden.

Ungefähr eine Stunde war er in diese Betrachtung vertieft, als man ihm Mitteilung machte, daß ein Mann ganz atemlos aus Neudorf eingetroffen sei, welcher von Karroly geschickt war und den Kaw-djer unverzüglich zu sprechen verlangte.

»Was gibt es? fragte dieser, als der Bote eingetreten war.

- Ein Schiff aus Chile liegt im Hafen,
berichtete der Mann keuchend.
- Ich habe es gesehen; was weiter?
- Es ist ein Kriegsschiff.
- Ich weiß es.
- Es liegt mit zwei Ankern mitten im Hafen
fest und seine Boote schifften Soldaten aus.
- Soldaten! rief der Kaw-djer.
- Ja ... chilenisches Militär ... schwer
bewaffnet! Vielleicht dreihundert ... Karroly
hat sich nicht Zeit genommen, sie zu
zählen, er hat mich nur rasch hergeschickt!«

Der Vorfall rechtfertigte Karrolys Erregung.
Wie dürfen bewaffnete Soldaten in ein
friedliches Land eindringen? Wenn es auch
chilenische Soldaten waren, so fühlte sich
der Kaw-djer durchaus nicht beruhigt.
Gewiß konnte man von dem Lande, das der
Insel ihre Freiheit geschenkt hatte, kein
feindseliges Vorgehen befürchten; aber die

Ausschiffung der Soldaten blieb unerklärlich, anormal, und die Vorsicht gebot, sich dagegen zu verwahren.

»Sie kommen!« rief der Mann plötzlich und wies durch das Fenster in der Richtung nach Neudorf.

Eine zahlreiche Truppe bewegte sich auf der Straße Liberia zu. Der Kaw-djer schätzte sie schnell ab – der Hostelianer hatte übertrieben; wohl waren es chilenische Soldaten, die sich näherten, aber höchstens einhundertfünfzig Mann.

Der Kaw-djer war ungemein erstaunt und gab schnell eine Reihe klarer, deutlicher Befehle. Die Boten verstreuten sich nach allen Richtungen, worauf er ruhig wartete.

Nach einer Viertelstunde war die chilenische Truppe, von den Hostelianern mit neugierigen Blicken gefolgt, auf dem Platz angekommen und hatte vor dem Regierungsgebäude Stellung genommen. Ein Offizier in Paradeuniform, welcher eine

hohe Rangstufe bekleiden mußte, wenn man das viele Gold in Rechnung zog, mit dem er überladen war, berührte mit dem Degenknopf das Tor des Regierungspalastes, das sich sogleich öffnete, und verlangte den Gouverneur zu sprechen.

Er wurde in das Gemach geführt, in dem sich der Kaw-djer aufhielt und dessen Türe hinter ihm verschlossen wurde. Eine Minute später wurden auch die äußeren Tore versperrt und der Offizier war Gefangener, ohne daß er es ahnte.

Er schien aber die Situation nicht gefährlich zu finden. Einige Schritte von der Türe entfernt war er stehen geblieben, hatte die Hand grüßend an seinen mit wallenden Federn geschmückten Zweispitz gelegt und blickte den Kaw-djer an, der unbeweglich zwischen den beiden Fenstern stand.

Er nahm als erster das Wort:

»Wollen Sie mir erklären, mein Herr, sagte er, was die Ausschiffung einer bewaffneten Truppenabteilung auf der Insel Hoste zu bedeuten hat? Wie ich weiß, führen wir nicht Krieg mit Chile.«

Der chilenische Offizier hielt dem Kaw-djer ein Schriftstück entgegen.

»Herr Gouverneur, erwiderte er, gestatten Sie mir zunächst, Ihnen mein Beglaubigungsschreiben zu überreichen.«

Der Kaw-djer erbrach die Siegel und las aufmerksam den Inhalt durch, kein Zug seines Gesichtes verriet die Gefühle, die ihn dabei bewegen mochten.

»Mein Herr, sagte er darin ruhig, Ihre Regierung stellt Sie – wie Sie jedenfalls wissen werden – zu meiner Disposition, damit auf der Insel wieder geordnete Zustände geschaffen würden.«

Der Offizier verbeugte sich schweigend zum Zeichen seiner Zustimmung.

»Die Regierung von Chile, fuhr der Kaw-djer fort, ist schlecht informiert, mein Herr. Wie jedes Land der Welt hat auch die Insel Hoste unruhige Zeiten durchgemacht. Aber ihre Bewohner haben selbst die Ordnung wieder herzustellen gewußt und jetzt herrscht überall Friede.«

Der Offizier schien verlegen und antwortete nicht.

»Ich bin der Republik Chile sehr erkenntlich für die wohlwollende Gesinnung und die gesandte Hilfe, sprach der Kaw-djer weiter, muß sie aber unter den gegenwärtigen Umständen dankend ablehnen und ersuche Sie, Ihre Mission als beendet zu betrachten.«

Die augenscheinliche Verlegenheit des Offiziers wuchs.

»Herr Gouverneur, ich werde Ihre Antwort meiner Regierung wortgetreu übermitteln, sagte er, aber Sie werden begreifen, daß ich mich bis zum Eintreffen einer Rückantwort

nach den erhaltenen Instruktionen zu richten habe.

- Und worin bestehen diese Instruktionen?
- Eine Garnison auf der Insel Hoste zu lassen, welche, unter Ihrem Oberbefehl und meiner direkten Autorität stehend, zur Wiederherstellung und Aufrechterhaltung der Ordnung beitragen soll.
- Sehr gut, sagte der Kaw-djer. Und wenn ich nun zufällig gegen diese Garnison Einspruch erheben würde ... Haben Ihre Instruktionen auch diesen Fall vorausgesehen?
- Ja, Herr Gouverneur.
- Wie lauten dieselben, diese Hypothese angenommen?
- Den Befehl auszuführen!
- Gewaltsam?

– Im Bedarfsfalle, ja! Aber ich hoffe, daß ich nicht zum Äußersten gezwungen werde!

– Das ist sehr deutlich, sagte der Kaw-djer mit unerschütterlicher Ruhe. Um ehrlich zu sein – ich habe derartiges erwartet ... Einerlei! Sie werden jedenfalls zugeben, daß die Sache ernstlich bedacht sein will, folglich müssen Sie mir die zur Überlegung nötige Zeit gewähren!

– Ich werden Ihren Entschluß abwarten, Herr Gouverneur, antwortete der Offizier, drehte sich um und wollte mit militärischem Gruß das Zimmer verlassen; aber die Türe war fest verschlossen und gab seinen Anstrengungen, sie zu öffnen, nicht nach. Er wandte sich an den Kaw-djer.

– Ich glaube, ich bin in eine Falle geraten, sagte er sehr beunruhigt.

– Sie gestatten mir wohl, diese Bemerkung belustigend zu finden, sagte der Kaw-djer ironisch. Dieses Wort wäre wohl eher auf die Art Ihres Eindringens auf der Insel

anwendbar. Seit wann überfällt man zur Friedenszeit mit den Waffen in der Hand Freundesland?«

Der Offizier errötete leicht.

»Sie wissen ja, Herr Gouverneur, sagte er verlegen, die Begründung dieses sogenannten Überfalles. Weder meine Regierung noch ich selbst können dafür verantwortlich gemacht werden, wenn Sie dem unschuldigsten Ding in der Welt einen unschönen Namen geben.

– Meinen Sie? antwortete der Kaw-djer ruhig. Können Sie mir Ihr Ehrenwort geben, daß die Regierung von Chile kein anderes Ziel vor Augen hat als das von Ihnen bezeichnete? Eine Garnison kann Schutz, aber auch Drohung, Gewalt bedeuten. Könnte diese Garnison, die Sie hierherführten, nicht auch die Mission haben, Chile ihre tatkräftige Unterstützung zu leihen, falls es ihm in den Sinn käme, den Vertrag vom 26. Oktober 1881, dem

wir unsere Unabhängigkeit verdanken, zu bereuen?«

Wieder errötete der Offizier und jetzt stärker als das erste Mal.

»Es steht mir nicht zu, sagte er endlich. Befehle meiner Oberen zu kritisieren. Meine Pflicht besteht einzig und allein in blinder Ausführung.

– Da haben Sie recht, sagte der Kaw-djer; aber auch ich habe Pflichten zu erfüllen, die durch die Interessen des Volkes bedingt sind, das sich meinem Schutze anvertraut hat. Ich muß ernstlich mit mir zu Rate gehen, ehe ich eine Entscheidung treffe.

– Ich widersetze mich dem auch gar nicht, erwiderte der Offizier. Glauben Sie mir, Herr Gouverneur, ich werde in aller Ruhe Ihren Entschluß zur Kenntnis nehmen und ihn geduldig erwarten!

– Das genügt nicht, sagte der Kaw-djer. Sie müssen ihn hier abwarten!

– Hier? ... Betrachten Sie mich vielleicht als Ihren Gefangenen?

– Jawohl,« erklärte der Kaw-djer.

Der chilenische Offizier zuckte die Achseln.

»Sie vergessen, rief er und machte einen Schritt zum Fenster, daß ich nur zu rufen brauche ...

– Versuchen Sie es! ... unterbrach ihn der Kaw-djer und versperrte ihm den Weg.

– Wer wollte mich daran hindern?

– Ich!«

Aug' in Auge standen die beiden Männer einander gegenüber wie kampfbereite Gegner. Nach einer langen Pause trat der Offizier zurück. Er fühlte, daß er trotz seiner jugendlichen Kraft dem athletischen Körperbau des Greises nicht gewachsen sei, dessen ehrfurchtgebietende Haltung ihn überdies einschüchterte.

»So, sagte der Kaw-djer, nehmen wir wieder unsere frühere Stellung ein und jetzt erwarten Sie geduldig meine Antwort.«

Der Offizier stand bei der Eingangstüre und war bemüht, seiner Unruhe Herr zu werden und ein möglichst gleichgültiges Aussehen zu zeigen. Ihm gegenüber, zwischen beiden Fenstern, war der Kaw-djer bald so in seine Gedanken vertieft, daß er die Anwesenheit seines Gegners vergessen hatte. Mit Ruhe und Klarheit überlegte er, was zu tun sei.

Die Beweggründe Chiles vor allem. Sie waren leicht zu erraten. Daß die Garnison helfen sollte, die Unruhen zu unterdrücken, war natürlich eitler Prätext. Eine aufgezwungene militärische Protektion sieht einer Annexion zu ähnlich, daß sich der Kaw-djer hätte täuschen lassen. Aber wie konnte Chile sein gegebenes Wort brechen! Es mußte dabei ein bestimmtes Interesse verfolgen; worin bestand dies aber? Das Emporblühen der Insel Hoste konnte nicht der alleinige Grund sein; trotz des unleugbaren Fortschrittes, den die

Hostelianer bewerkstelligt, konnte nichts die Annahme rechtfertigen, daß die Republik Chile die Gebietsabtretung jemals bedauert hatte. Es konnte sich nur zu dieser großmütigen Handlung Glück wünschen! Es hatte aus dem Emporblühen der Kolonie nur Vorteile gezogen, denn es war naturgemäß ihr Hauptlieferant. Aber es war ein neuer Faktor auf dem Schauplatz aufgetaucht! Die Entdeckung der Goldmine änderte alles! Nachdem es sicher war, daß die Insel Hoste reiche Schätze dieses edlen Metalles barg, wollte Chile seinen Anteil haben und bedauerte sein vorschnelles Handeln von einst. Das war klar!

Und jetzt hatte die chilenische Regierung ein Ultimatum gestellt und es galt, eine Entscheidung zu treffen und die richtige Antwort darauf zu finden.

Sollte man Widerstand leisten? ... Warum nicht? Die einhundertundfünfzig Soldaten, welche auf dem Platze unten aufgepflanzt waren, erschreckten den Kaw-djer nicht, ebensowenig das Kriegsschiff, das im

Hafen vor Anker lag. Selbst wenn es noch mehr Soldaten hergeführt hätte, so erreichten sie gewiß nicht eine Kopffzahl, die der der hostelischen Bürgergarde überlegen war. Das Schiff konnte allerdings einige Geschosse nach Liberia senden, die mehr Lärm als Schaden verursachen würden. Aber dann? ... Die Munition wäre bald erschöpft und dann mußte es die Heimreise antreten, falls es die hostelischen Kanonen nicht stark beschädigt hätten.

Anmaßend wäre ein Widerstand gewiß nicht gewesen. Aber der Widerstand bedeutete Kampf und Blutvergießen. Sollte die hostelische Erde wieder mit diesem kostbaren Naß getränkt werden, von dem sie schon gesättigt war? Um was zu verteidigen? Die Unabhängigkeit der Hostelianer? Ja, waren denn die Hostelianer, die sich so bereitwillig dem Joche seines Willens gefügt hatten, waren die unabhängig, frei zu nennen? Er würde daher nur seine eigene Autorität schützen wollen! Wozu das? Rechtfertigten die außerordentlichen Verdienste, die er sich

um den Staat erworben hatte, das Opfer vieler Menschenleben?

Hatte er, seitdem er die Zügel der Regierung in Händen hielt, etwa Größeres geleistet als andere Potentaten, welche die Welt unter ihren Willen beugen?

So weit war der Gedankengang des Kaw-djer gediehen, als der chilenische Offizier eine Bewegung machte. Er begann die Zeit lang zu finden. Der Kaw-djer begnügte sich, ihn mit einer Handbewegung um weitere Geduld zu bitten und gab sich wieder seinen schweigenden Betrachtungen hin.

Nein, er war weder besser noch schlechter als andere Regenten, aus dem einfachen Grunde, daß die Herrscherwürde eine Tätigkeit mit sich bringt, der niemand entfliehen kann. Wenn auch seine Intentionen immer die besten gewesen waren, seine Absichten die selbstlosesten, er hatte sich doch aller Verbrechen schuldig gemacht, die er den anderen Häuptern der

Regierungen stets zum Vorwurf gemacht hatte.

Der Vorkämpfer der individuellen Freiheit hatte Befehle erteilt. Der Bekenner der Gleichberechtigung hatte über seine Brüder zu richten gewagt. Der Friedliebende hatte Krieg geführt. Der altruistische Philosoph hatte zur Verminderung der Bevölkerungszahl beigetragen und sein Abscheu vor allem Blutvergießen hatte nur zu weiteren Metzeleien geführt.

Jeder seiner Akte stand in Widerspruch mit seinen Theorien und immer und überall war er zur Erkenntnis seiner früheren Irrtümer gelangt. Zuerst hatten sich ihm die Menschen in ihrer angeborenen Unvollkommenheit und Unfähigkeit gezeigt; wie kleine Kinder mußte er sie an der Hand fassen und leiten. Dann hatte ihm eine Kette von Ereignissen die Notwendigkeit der Anwendung von Gewalt bewiesen. Ferner hatte er gelernt, daß bei einem Volke wie beim Individuum das Solidaritätsgefühl laut spricht und daß

keiner auf die Dauer inmitten der anderen isoliert leben kann. Und selbst wenn einer den unerreichbaren Standpunkt einnehmen würde, den der Kaw-djer einst als sehr möglich angesehen, so hatte dieses Volk doch mit den anderen Völkern der Erde zu rechnen!

Zuerst waren die Patagonier gekommen und der Kaw-djer mußte, wie jeder Regent in seiner Lage getan hätte, kämpfen und töten. Dabei hatte ihm Patterson bewiesen, wie tief die menschliche Natur sich herabwürdigen kann, und er war in die Notwendigkeit versetzt worden, über einen Teil des Erdplaneten zu verfügen, als ob dieser sein alleiniges Eigentum sei, aus dem er den anderen hinauswies. Er hatte gerichtet, das Urteil gesprochen, verbannt – wie jene, die er mit dem Titel »Tyrannen« belegte.

Dann kam die Entdeckung der Goldminen. Die Tausende von Abenteurern, welche die Insel Hoste überschwemmten, hatten in beredter Form den Beweis für das

Solidaritätsgefühl der Nationen geliefert.
Gegen diese Geißel hatte er keine anderen
Mittel finden können, außer den bereits
gekannten, angewandten. Und dieses Mittel
hieß – Gewalt, Unterdrückung und Tod.
Auf sein Gebot war Menschenblut in
Strömen geflossen.

Und jetzt hatte er sich mit diesem
Ultimatum der chilenischen Regierung zu
beschäftigen.

Sollte er nochmals das Signal zum blutigen
Kampf geben, zu einem Kampfe, der an
Grausamkeiten seine Vorgänger vielleicht
noch übertraf? Und nur aus dem Grunde,
um den Hostelianern ihr Oberhaupt zu
erhalten, welcher sich in gar nichts von den
Regenten aller Zeiten und Länder
unterschied? An seiner Stelle würde jeder in
gleicher Weise vorgegangen sein und sein
Nachfolger im Herrscheramt, ob es Chile
oder jemand anderer war, konnte auch
keine anderen Mittel in Anwendung
bringen als diejenigen, zu den ihm die
Fatalität des Schicksals gezwungen hatte.

Weshalb dann sich wehren?

Und – er war so müde! Die Hekatombe, die er befohlen, dieses entsetzliche Blutbad, diese grausame Schlächtereier – das waren Erinnerungen, die ihn Tag und Nacht verfolgten und quälten. Jeden Tag beugte sich seine hohe Gestalt mehr unter der Last seiner Sorgen und Erinnerungen, seine Augen verloren ihren Glanz und seine Gedanken büßten ihre gewohnte Klarheit ein. Die Kraft verließ diesen athletischen Körper und diese Heldenseele. Er konnte nicht weiter, er hatte genug ...

In dieser Sackgasse endete also sein Leben. Mit ganz irrem Blick schaute er auf seinen langen Leidensweg zurück. Er war mit zerstörten Illusionen bedeckt, den Resten jener Ideen, die die Grundlage seiner moralischen Kraft gebildet und denen er alles zum Opfer gebracht hatte. Hinter ihm gähnte das – Nichts. Seine Seele war zerrissen: sie glich einer mit Ruinen bedeckten Wüstenei.

Was tun? ... Sterben? ... Ja, das wäre ein logisches Ende gewesen, und doch konnte er sich dazu nicht entschließen. Er fürchtete den Tod nicht. Diesem erleuchteten Verstande erschien er als natürlicher Abschluß des Daseins, als Krönung des Lebens, dem nicht mehr Bedeutung zuzuweisen und der ebensowenig zu fürchten war als die Geburt. Aber jede Faser in ihm sträubte sich gegen einen Akt, der seinem Leben willkürlich Grenzen gezogen hätte. Ebensowenig wie ein gewissenhafter Arbeiter eine begonnene Arbeit unfertig im Stiche lassen wird, wollte dieser mächtige Geist bis zum Ende ausharren; das war ein Gebot der Notwendigkeit für dieses starke Herz, das voll Selbstverleugnung und Aufopferung für den nächsten überfloß, und es schien ihm, nicht genug getan zu haben, wenn er nicht alles vollendete ...

Wie ließen sich diese Widersprüche einigen?

Endlich schien sich der Kaw-djer der Gegenwart des chilenischen Offiziers zu

erinnern, welcher ungeduldig wartete ...

»Mein Herr, sagte er, Sie haben mir früher mit der Anwendung von Gewalt gedroht; haben Sie sich auch über unsere Stärke Rechenschaft abgelegt?

– Über Ihre Stärke? ... wiederholte der Chilene erstaunt.

– Urteilen Sie selbst!« – sagte der Kaw-djer und lud den Offizier durch eine Geste ein, ans Fenster zu treten.

Vor ihren Blicken lag der Platz. Dem Regierungspalaste gegenüber waren die chilenischen Soldaten in strammen Reihen unter dem Befehle ihrer Anführer aufgestellt. Und doch hätte ihre Aufstellung zur Kritik Anlaß geben können, denn fünfhundert Hostelianer zerniarten sie mit schußbereitem Gewehr.

»Die hostelische Armee zählt heute fünfhundert Männer, sagte der Kaw-djer kalt, morgen wird sie zu tausend und

übermorgen zu fünfzehnhundert angewachsen sein.«

Der chilenische Offizier war leichenfahl geworden. In welches Wespennest war er geraten! Seine Mission schien sehr verwickelt zu werden, aber er versuchte gute Mime zum bösen Spiel zu machen.

»Wir haben das Kriegsschiff ... bemerkte er in wenig überzeugungsvollem Ton.

– Das fürchten wir nicht, sagte der Kaw-djer, und auch seine Kanonen setzen uns nicht in Schrecken, denn wir sind auch mit diesen Waffen sehr gut versorgt.

– Aber Chile ... begann der Offizier nochmals stotternd, er wollte sich nicht als besiegt erklären.

– Ja, unterbrach ihn der Kaw-djer, Chile hat noch mehr Soldaten und andere Schiffe, wollen Sie sagen. Wir wissen es. Aber es würde schlechte Geschäfte machen, wenn es dieselben gegen uns ins Feld führen

wollte. Die Insel Hoste hat jetzt sechstausend Einwohner, die werden nicht so leicht unterworfen. Dabei haben wir noch nicht die einhundertundfünfzig Soldaten in Rechnung gezogen, die uns als Geiseln unschätzbar sein würden!«

Der Offizier schwieg und der Kaw-djer sagte sehr ernst:

»Wissen Sie überhaupt, wer ich bin?«

Der Chilene betrachtete seinen Gegner mit staunenden und erschreckten Blicken. Wahrscheinlich las er in dessen Augen die Antwort auf die gestellte Frage, denn seine Verlegenheit wuchs.

»Was wollen Sie mit dieser Frage sagen? stotterte er. Es ist jetzt zwölf oder dreizehn Jahre her, da kam der »Ribardo« von der Insel Hoste zurück, dessen Kommandant Sie zu erkennen glaubte – so lauteten die Gerüchte. Aber sie müssen auf Irrtum beruht haben, da Sie dieselben selbst im vorhinein abgeleugnet hatten.

– Und heute erkläre ich Ihnen, daß diese Gerüchte die Wahrheit sprachen. Wenn es mir damals gefallen hat und noch immer gefällt, meinen Rang zu vergessen, würde ich doch Ihnen raten, sich daran zu erinnern. Sie werden mir zugeben, daß es mir leicht fallen würde, mächtige Verbündete zu finden, welche der chilenischen Regierung sehr unangenehm sein würden!«

Der Offizier antwortete nicht, er fühlte sich ganz überwältigt.

»Meinen Sie, sagte der Kaw-djer wieder, daß ich, anstatt einfach den Forderungen nachzugeben, nicht einen beiden Teilen erwünschten Ausweg ausfindig machen könnte?«

Jetzt hob der Offizier den Kopf! – Alles war noch nicht verloren. Der Kaw-djer wollte verhandeln. Vielleicht war noch ein günstiger Abschluß dieser ihm unheimlich werdenden Angelegenheit zu erhoffen! ...

»Es kommt darauf an, nahm der Kaw-djer das Gespräch wieder auf, mit welchen Vollmachten Sie ausgestattet sind!

– Oh, mit den weitgehendsten, versicherte der Chilene.

– Haben Sie schriftliche Beweise für Ihre Behauptung?

– Ja.

– Dann bitte ich Sie, mich dieselben sehen zu lassen!« sagte der Kaw-djer ruhig.

Der Offizier zog ein zweites Schriftstück aus seiner Tasche und reichte es dem Kaw-djer hin.

»Hier!« sagte er.

Hätte sich der Kaw-djer mit dem zuerst vorgewiesenen Beglaubigungsschreiben zufriedengestellt, so hätte er niemals Einblick in dieses zweite Dokument erlangt, das er jetzt mit großer Aufmerksamkeit durchlas.

»Es ist in bester Ordnung, sagte er dann. Ihrer Unterschrift wird Glauben geschenkt werden, soweit Verträgen zwischen Menschen überhaupt Glauben geschenkt werden kann! Ihre Gegenwart auf der Insel ist aber ein Gegenbeweis hierfür!«

Der Offizier biß sich auf die Lippen, ohne zu antworten. Nach einer Pause sagte der Kaw-djer:

»Wir wollen klar sehen. Die chilenische Regierung will die Insel Hoste wieder unter ihr Szepter bringen. Ich könnte mich diesem Verlangen widersetzen, aber ich füge mich der Forderung. Ich habe jedoch auch Bedingungen zu stellen.

– Ich höre! sagte der Chilene.

– Erstens darf die Regierung keine Zölle auf der Insel Hoste einführen – außer solchen, die auf die Goldminen Bezug haben, und das soll so bleiben, auch wenn diese Bergwerke erschöpft sind. Doch darin

soll sie ganz freie Hand behalten und Vorschriften nach Belieben erlassen.«

Der Offizier traute seinen Ohren nicht. Ohne Wortwechsel, ohne Streit fügte man sich dem Wichtigsten. Alles andere war Nebensache.

Und der Kaw-djer fuhr fort:

»Auf dieses Recht, mit den Minen nach Belieben zu schalten und zu walten, muß sich die Suzeränität Chiles beschränken. Der Insel muß ihre Autonomie gewahrt werden, auch ihre Fahne muß ihr bleiben. Chile kann einen Geschäftsträger hier bewohnen, dem aber nur eine beratende Stimme zufällt; die wirkliche Regierung der Insel muß in Händen eines vom Volk erwählten Rates bleiben und eines Gouverneurs, welchen ich ernennen will!

– Sie werden doch jedenfalls dieser Gouverneur sein? erkundigte sich der Offizier.

– Nein, erklärte der Kaw-djer mit Bestimmtheit. Ich brauche vollkommene Freiheit, unbegrenzte, uneingeschränkte, ferner bin ich genau so müde, Befehle zu erteilen als solche zu empfangen. Ich ziehe mich zurück, aber ich wahre mir das Recht, meinen Nachfolger zu erwählen.«

Der Offizier folgte diesen Auseinandersetzungen, ohne sie zu unterbrechen. War diese bittere Entsagung echt, wollte der Kaw-djer nichts für sich selbst fordern?

»Mein Nachfolger heißt Dick, sagte dieser traurig nach kurzem Nachdenken. Er hat keinen anderen Namen. Er ist ein junger Mann, kaum zweiundzwanzig Jahre alt – aber ich habe ihn unterrichtet und erzogen; ich bürge für ihn. In seine Hände – und nur in seine – lege ich mein Herrscheramt ... Das sind meine Bedingungen.

– Ich nehme dieselben an, sagte der Offizier hastig, sehr befriedigt, in der Hauptsache triumphiert zu haben.

– Gut, sagte der Kaw-djer; wir wollen den Vertrag zu Papier bringen.«

Das geschah sogleich. Drei Dokumente wurden ausgefertigt und von beiden Teilen unterzeichnet.

»Das eine Exemplar gehört Ihrer Regierung, erklärte der Kaw-djer, ein zweites meinem Nachfolger. Das dritte behalte ich, und wenn die Vertragsbedingungen nicht eingehalten werden, werde ich ihnen Geltung zu verschaffen wissen, dessen können Sie versichert sein ... Aber wir sind noch nicht zu Ende,, sagte er, indem er dem Chilenen ein zweites Dokument hinreichte. Es muß noch meine persönliche Lage zur Sprache kommen. Wollen Sie dieses Schriftstück auch durchlesen, es enthält meine diesbezüglichen Verfügungen.«

Der Offizier tat, wie ihm geheißen. Je weiter er las, desto erstaunter wurde der Ausdruck seines Gesichtes.

»Wie, rief er endlich, als er es überlesen hatte, ist dieser Vorschlag Ihr voller Ernst?

– Mein voller Ernst! bestätigte der Kaw-djer. Das Einhalten dieser meiner Erklärung soll sogar die Bedingung *sine qua non* für den anderen Vertrag sein! Nehmen Sie die Bedingung an?

– Augenblicklich!« beeilte sich der Offizier zu sagen.

Wieder wurden die Unterschriften gewechselt.

»Jetzt sind wir fertig miteinander, schloß der Kaw-djer endlich. Schiffen Sie Ihre Leute ein, sie dürfen unter keiner Bedingung die Insel Hoste wieder betreten. Morgen kann das neue Regime in Kraft treten. Ich werde das Meinige tun, daß keine Schwierigkeiten gemacht werden! Aber bis dahin fordere ich Stillschweigen!«

Kaum war der Offizier fortgegangen, so schickte der Kaw-djer um Karroly. Ehe der

Indianer eintraf, schrieb er einige Zeilen, denen er den mit der chilenischen Regierung abgeschlossenen Vertrag beilegte, dann verschloß er alles sorgfältig. Diese Arbeit erforderte wenige Minuten und war längst beendet, als der Indianer eintrat.

»Du mußt all diese Gegenstände auf die Wel-kiej schaffen,« sagte der Kaw-djer und reichte Karroly eine lange Liste hin, auf der außer einer beträchtlichen Menge von Lebensmitteln Pulver, Kugeln und Samen notiert waren.

Trotz seiner gewohnheitsmäßigen blinden Ergebenheit konnte sich Karroly nicht enthalten, einige Fragen zu stellen. Wollte der Kaw-djer verreisen? Warum nahm er nicht lieber den Kutter an Stelle der alten Schaluppe? Der Kaw-djer hatte nur eine Antwort auf alle Fragen:

»Gehorche!«

Karroly ging und der Gouverneur ließ Dick rufen.

»Mein Kind, sagte er, als er ihm das geschlossene Schriftstück reichte, hier übergebe ich dir ein wichtiges Dokument. Es gehört dir. Du darfst es aber erst morgen nach Sonnenaufgang lesen.

– Es wird geschehen,« versprach Dick.

Sein Staunen war groß, aber er äußerte es nicht, verriet es auch nicht durch das kleinste Zeichen, so stark war er in der Selbstbeherrschung. Er hatte einen Befehl erhalten. Ein Befehl muß vollzogen, aber nicht besprochen werden.

»Gut, sagte der Kaw-djer. Jetzt geh', mein Kind, und halte dich genau an meine Instruktionen.«

Jetzt war der Kaw-djer allein ... Er näherte sich dem Fenster und hob den Vorhang in die Höhe. Lange blickte er hinaus, um seinem Gedächtnisse das Bild einzuprägen,

das er nie mehr mit leiblichen Augen erblicken sollte. Vor ihm lag Liberia und weiter rückwärts Neudorf und noch weiter hinaus ein Wald von Masten der Schiffe, die im Hafen ankerten. Es wurde langsam Abend und das Tagewerk neigte seinem Ende zu. Jetzt begann sich die Straße von Neudorf zu beleben, dann, als die Schatten der Nacht länger wurden, beleuchteten sich die Fenster. Diese Stadt, diese frohe Tätigkeit, diese Ruhe, diese Ordnung, dieses Glück – es war sein Werk. Die ganze Vergangenheit erstand vor seinen Blicken, und ein Seufzer der Befriedigung und der – Ermattung entrang sich seinen Lippen,

Jetzt war der Tag gekommen, wo er endlich an sich selbst denken durfte! Jetzt wollte er aus der Mitte dieser Menschen verschwinden, die er zu einem wolhabenden, glücklichen und mächtigen Volke gemacht hatte. Den Wechsel der Regierung würde es kaum bemerken! Jetzt konnte er in der Freiheit seine Tage beschließen, wie er sein ganzes Leben freie Luft geatmet hatte.

Das Scheiden bedeutete für ihn die Befreiung und kein Abschied sollte es betrüben. Er wollte vor der Abreise niemanden mehr in seine Arme schließen, weder den treuen Karroly, noch seinen Freund, Harry Rhodes, noch Halg und Dick, welche ihm teuer waren wie eigene Kinder. Wozu auch? Zum zweiten Male floh er die Menschen. Seine Liebe wurde wieder allumfassend, nahm die ganze Welt ein, wurde unpersönlich, war die Liebe eines Gottes und bedurfte dieser kindlichen Äußerungen nicht mehr. Ohne ein Wort, ohne jedes Zeichen wollte er verschwinden.

Die Nacht war sehr finster. Wie Augen, die sich zum Schlummer schließen, löschten die Lichter in den Fenstern aus, bis auch das letzte sich verdunkelte. Und bald herrschte vollkommene Finsternis.

Jetzt verließ der Kaw-djer den Regierungspalast und wandte seine Schritte Neudorf zu. Die Straße lag einsam da, er begegnete niemand und hatte bald den Vorort erreicht.

Die Wel-kiej schaukelte sich am Landungssteg. Er sprang hinein und löste die Taue. Mitten im Hafen sah er einen finsternen Koloß aus dem Wasser ragen – das chilenische Kriegsschiff; von dort hörte er jetzt Mitternacht schlagen. Der Kaw-djer wandte seine Blicke davon, stieß ab und setzte ein Segel.

Die Wel-kiej setzte sich in Bewegung und glitt langsam aus dem Hafen, dann schoß sie schnell ins offene Meer hinaus, denn eine frische Nordwestbrise hatte sich in die Segel gelegt. Der Kaw-djer stand nachdenklich am Steuerrad und lauschte auf das Klatschen der Wellen, die sich an der Bordwand brachen.

Als er einen letzten Blick zurückwerfen wollte, war es zu spät. Das Schauspiel war zu Ende gespielt und der Vorhang gefallen. Neudorf, Liberia, die ganze Insel Hoste waren schon in der Nacht untergegangen. Alles verschwand im Nebel der Vergangenheit.

XV. Allein!

Beim ersten Sonnenstrahl öffnete Dick,
welcher dem ihm gestellten Zeitpunkt auch
nicht um eine Minute voreilen wollte, das
Schriftstück, das ihm der Kaw-djer
übergeben hatte.

Es lautete:

»Mein Sohn!

Ich bin des Lebens müde und sehne mich
nach Ruhe. Wenn Du diese Zeilen liest,
werde ich die Kolonie bereits verlassen
haben, um sie nie wieder zu betreten. Ihr
Schicksal lege ich in Deine Hände. Du bist
noch sehr jung für diese wichtige Aufgabe,
aber ich kenne Dich und weiß, daß Du ihr
gewachsen sein wirst!

Halte treu den Vertrag ein, den ich mit
Chile abgeschlossen habe, aber fordere
strenge Reziprozität. Wenn die Goldlager
erschöpft sein werden, bezweifle ich nicht,

daß die chilenische Regierung selbst auf eine rein nominelle Oberherrschaft verzichten wird.

Dieser Vertrag kostet für kurze Zeit den Hostelianern den Besitz der Insel Hoorn, die mein persönliches Eigentum wird. Nach meinem Tode aber gehört sie ihnen wieder. Dorthin will ich mich jetzt zurückziehen, dort will ich die mir noch vergönnten kurzen Lebenstage verbringen und auf diesem freien Boden will ich sterben.

Sollte Chile seine Versprechungen nicht halten, dann weißt Du, wo ich zu finden bin. Diesen einen Fall ausgenommen, wünsche ich, daß Du meinen Aufenthaltsort vergißt. Es ist keine Bitte, die ich an Dich richte, sondern ein Befehl – der letzte, den ich ausspreche.

Lebe wohl! Habe immer ein Ziel vor Augen: die Gerechtigkeit! Hasse nur eines: das Sklaventum! Und der einzige Gegenstand deiner Liebe sei – die Freiheit!«

Zur selben Stunde, als Dick, bis ins Innerste erschüttert, das Testament des Mannes las, dem er so unendlich viel verdankte, entfloh dieser mit sorgenvoll gefurchter Stirne als kaum wahrnehmbarer Punkt auf der weiten Wasserfläche. An Bord der Wel-kiej hatte sich nichts verändert; er stand am Steuer und hielt das Rad mit fester Hand.

Jetzt übergieß die Morgenröte den Horizont mit rosigem Schimmer und bald zitterten die ersten Sonnenstrahlen auf der glatten Oberfläche des ewigen Meeres. Der Kaw-djer hob den Kopf, seine Blicke suchten den Süden. In dem immer heller werdenden Morgenlichte tauchte die Insel Hoorn langsam empor. Mit leidenschaftlicher Freude hingen die Augen des Kaw-djer an den verschwommenen Nebelmassen, die über dem Ziele seiner Reise schwebten; nicht derjenigen, die in dieser Stunde ihrem Ende nahte, sondern der langen Reise seines Erdenwallens.

Gegen zehn Uhr morgens landete er an einer kleinen Bucht, die gegen die

Brandung Schutz bot. Sogleich sprang er ans Land und barg die Ladung der Wel-kiej an dem Strande. Dieses Geschäft erforderte eine halbe Stunde.

Dann – hastig wie ein Mensch, welcher eine ihm schwer fallende Pflicht mit einem Schlage abtun will – hob der Kaw-djer die Axt, um sie mit voller Wucht in die Flanken der Wel-kiej niedersausen zu lassen. Das Wasser drang gurgelnd in die Bresche ein und die Wel-kiej, zum Tode verwundet, erzitterte in allen Fugen, neigte sich langsam auf die Seite, schwankte noch ein wenig und dann hatten sie die Wogen verschlungen ... Ernst blickte ihr der Kaw-djer nach. Es tat ihm im Inneren sehr weh. Er schämte sich der Zerstörung der treuen Schaluppe, der Gefährtin vieler Jahre und empfand heftige Vorwürfe wegen seiner Tat; es war ihm, als ob er einen Mord begangen habe. Aber mit diesem Morde war die Vergangenheit getötet worden. Jetzt war der letzte Faden, der ihn mit der Welt verknüpft hatte, endgültig durchschnitten.

Den ganzen Tag beschäftigte er sich damit, die mitgebrachten Gegenstände zum Leuchtturm hinaufzutragen und seinen künftigen Aufenthaltsort genau zu untersuchen. Alles war vollendet, die Maschinen in bester Ordnung, der Wohnraum mit allem Nötigen versehen. Vom materiellen Standpunkt aus betrachtet, mußte es ihm leicht werden, hier zu leben: die Vorratskammern waren wohl gefüllt, außerdem konnte er sich Seevögel schießen, so viel er begehrte, und der Samen, den er in den geschützten Stellen der Felsen aussäen wollte, würde auch aufgehen und hundertfältige Frucht tragen.

Gegen Abend, als seine Einrichtungen beendet waren, trat er hinaus. In der Nähe der Türe lag ein Haufen Steine, die man seinerzeit beim Aufführen der Grundmauern entfernt und hier liegen gelassen hatte.

Ein solcher Stein fesselte seine Aufmerksamkeit, er war bis an den Rand

des Plateaus gerollt. Ein Fußstoß genügte, um ihn ins Meer zu schleudern.

Der Kaw-djer näherte sich und ein Ausdruck des Hasses und der Verachtung belebte seine Züge ...

Er hatte sich nicht getäuscht. Glänzende Adern durchzogen das Gestein – es war goldführender Quarz. Vielleicht enthielt er ein Vermögen und die Arbeiter waren achtlos daran vorbeigegangen. Nun lag er da wie ein ganz wertloses Objekt.

Selbst bis hierher verfolgte ihn das verfluchte Metall! ... Vor seinen Blicken erstanden wieder die Greuelszenen, die sich auf der Insel Hoste abgespielt hatten, der Wahnsinn der Kolonisten, das Herbeiströmen von Abenteurern aus allen Teilen der Erde ... der Hunger ... das Elend ... das Verderben ...

Mit einem heftigen Tritt schleuderte er den kostbaren Block ins Wasser, zuckte

gelassen die Achseln und wanderte dann bis zur äußersten Spitze des Vorgebirges.

Hinter ihm ragte die gewaltige Eisenkonstruktion in die Luft, die an ihrem höchsten Punkte die Laterne trug, welche heute, zum ersten Male mächtige Lichtgarben über die Meere werfen und den Schiffen auf ihrem Weg leuchten sollte.

Des Kaw-djers Blicke überflogen den weiten Horizont. Er stand nicht zum ersten Male auf dieser Stelle, am Ende der bewohnten Welt. Vor dreizehn langen Jahren hatte er auch von hier aus in die Ferne geschaut ... es war Abend gewesen und der Notschuß des »Jonathan« drang unheilverkündend durch das Heulen des Orkans an sein Ohr. Welch eine Erinnerung! ...

Heute war kein Schiff auf der Wasserfläche vor ihm zu sehen, der Blick erschaute nur das unendliche Meer. Und hätte sein Auge auch die Scheidewand durchdringen können, die das auf den Wassern ruhende

Firmament ihm gezogen, er hätte auch kein Leben entdeckt. Dort lag in weiter, weiter Ferne – die von Rätseln umschleierte antarktische Welt, eine kalte Eisregion, in der kein Lebewesen gedeihen konnte.

Er stand an der äußersten Grenze, das Ende war erreicht. Ein dunkler Weg hatte ihn hergeführt. Und doch hatte er nicht die gewöhnlichen kleinlichen Sorgen und Leiden, die das Menschenleben mit sich bringt, erduldet. Er war der Urheber und das Opfer seiner Qualen. Es war in seiner Hand gelegen, einer der Glücklichen auf dieser Erde zu sein, einer der Mächtigen, vor denen sich die Stirnen vieler beugen – und er hatte vorgezogen, seine Tage auf einem in einer Wasserwüste verlorenen Felsen zu beschließen! ...

Aber er hätte übrigens nirgends die Kraft gehabt, die Lasten des Lebens zu ertragen. Die ergreifendsten Dramen spielen sich im Gedankenkreis, im Empfinden jedes einzelnen ab. Für denjenigen, der sie durchgemacht hat, der ermattet und mutlos

aus dem Kampfe hervorgeht, gibt es keinen anderen Ausweg als den Tod oder das Kloster. Der Kaw-djer hatte das letztere gewählt. Dieser Felsen war eine Zelle mit unübersteigbaren Mauern.

Er hätte ein besseres Schicksal verdient!
Wir sterben, aber unsere Taten sterben nicht, sie überleben uns in ihren Folgezuständen. Wir sind Wanderer, deren Schritte auf dem Lebenspfade unverwischbare Spuren zurücklassen. Nichts geschieht, was nicht infolge der Vorbedingungen geschehen mußte, und die Zukunft baut sich auf den Ausläufern der Vergangenheit auf.

Wie immer diese Zukunft sein mochte, wenn auch das Volk, das er geschaffen hatte, nach einer ephemeren Existenz von der Erde verschwinden sollte, wenn die Erde selbst zerstört werden und in der Unendlichkeit des Kosmos aufgehen sollte – das Werk des Kaw-djer konnte nicht mehr ungeschehen gemacht werden, es lebte für ewige Zeiten fort ...

Wie eine hohe Säule stand der Kaw-djer
regungslos auf der Höhe der Klippe, die
Strahlen der untergehenden Sonne tauchten
seine edle Gestalt in leuchtendes Rot, eine
leichte Brise spielte in seinen langen, schon
weißen Haaren und dem wehenden Barte:
er betrachtete den unendlichen Raum vor
sich und träumte; träumte – wie er, entfernt
von allen, aber allen nützend, hier ein
einsames Dasein führen wollte, frei und
allein – für immer und ewig! –

Ende.